

BAUNETZWOCHE #549

Das Querformat für Architekten

16. Januar 2020

SHORTLIST 2020



**SYD
MEAD**

Eine Ausstellung in
Berlin zeigt Entwürfe
des legendären
Szenografen

DIESE WOCHE

Einfamilienhäuser sind oft die ersten Projekte junger Architekt*innen. Unsere diesjährige Shortlist zeigt, dass es auch anders laufen kann. Museen, Kitas, Ateliergebäude, ein Krematoriumsumbau und ein Magazin; außerdem die Neuerfindung einer Metropole am Fluss und das Weiterbauen auf dem Land. Wir präsentieren neun Büros und einen Designer, von denen wir in Zukunft gerne mehr sehen möchten.



6 Shortlist 2020

*7 Eliso Sulakauri, Tbilisi – 11 addenda architects, Barcelona – 14 Atelier Fanelsa, Berlin und Gerswalde – 18 Schneider Türtscher, Zürich – 22 Kombinativ, Berlin – 26 CARTHA – 31 Haltmeier*Kister Architektur, Zürich – 36 MONO Architekten, Berlin – 40 Matthieu Girel, Renens – 44 Tanja Lincke Architekten, Berlin*

3 Architekturwoche

4 News

49 Bild der Woche

Titel: Wohnen und Arbeiten am Trumpfsee, Atelier Fanelsa, Oberuckersee, 2019, Foto: Atelier Fanelsa

Oben: Wettbewerbsbeitrag für eine Bibliothek in Las Tablas in Madrid (2018), addenda architects

Heinze GmbH | NL Berlin | BauNetz

Geschäftsführer: Dirk Schönning

Gesamtleitung: Stephan Westermann

Chefredaktion: Friederike Meyer

Redaktion dieser Ausgabe: Stephan Becker, Sophie Jung

Artdirektion: Natascha Schuler



Keine Ausgabe verpassen mit dem Baunetzwoche-Newsletter. Jetzt abonnieren!



Roy René Hirsch / Wikimedia / [CC BY-SA 3.0](https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Robert-Görlinger-Gymnasium.jpg)

SONNTAG

Ein 70er-Schulbau auf Luxusniveau? Mit dem Robert-Görlinger-Gymnasium wurde Brutalismus-Freunden im letzten Tatort Einiges geboten. Ein weitläufiges Foyer, lederbezogenen Sitzecken, vieleckige Klassenräume mit strukturalistischen Lichtdecken – befand sich der Schulbau in Deutschland wirklich mal auf solchen Höhen? Ein kurzes Googeln klärt auf: Nein. Bei dem fiktiven Gymnasium handelt es sich um das denkmalgeschützte Kulturzentrum Forum Leverkusen, das von Ulrich S. von Altenstadt 1969 fertiggestellt wurde. Wie sein bekanntestes Bauwerk erfreut sich übrigens auch der Architekt – inzwischen über 90 Jahre alt – einer robusten Gesundheit. *sb*

NEWS

LICHTER FESTUNG

BAUNETZ WISSEN



Foto: Elena Marini Silvestri

Wo einst grünlicher Naturstein gewonnen wurde, um die mexikanische Stadt Oaxaca zu errichten, steht heute ihr historisches Archiv. Den ausgedehnten Betonkomplex, dessen Lehmfarbton das Ergebnis einer langen Probenreihe ist, planten Mendaro Arquitectos aus Madrid. Hier gibt es Bibliotheken und Vortragsäle, Studienräume und eine Cafeteria, aber auch Bereiche für die Analyse, Restauration und Konservierung. Sorgsam inszenierte Übergänge, bepflanzte Patios, spannende Ein- und Durchblicke prägen die Anlage, hinter deren 40 cm starke Mauern das Tageslicht vornehmlich indirekt gelangt.

www.baunetzwissen.de

KUENG CAPUTO

DIE MAGIE DES MACHENS



Lovis Caputo und Sarah Kueng, Foto: Paola Caputo

Sarah Kueng und Lovis Caputo sind die Querdenkerinnen der Schweizer Designszene. Bereits mit ihrer Diplomarbeit an der Zürcher Hochschule der Künste haben sie sich mit dem Thema der Kopie auseinandergesetzt und Entwürfe bekannter Designer mit günstigen Materialien neu interpretiert. Die Auseinandersetzung mit dem Werkstoff zieht sich bis heute als roter Faden durch ihre Arbeiten. Auf der Design Miami 2019 hat das Duo eine zehnteilige Möbelkollektion für Fendi präsentiert, die den Bogen von der Antike in die Gegenwart spannt. Ein Gespräch mit Sarah Kueng über kulturelles Handwerk, römische Ziegelsteine und politischen Ansporn.

www.dear-magazin.de/interviews

SYD MEAD

AUSSTELLUNG IN BERLIN



Future Urban Architecture © Syd Mead

Vor rund zwei Wochen ist Syd Mead gestorben. Als entsprechend vorausblickend darf darum die aktuelle Ausstellung bei Ortner & Ortner Baukunst in Berlin gelten. Die ist seit November dem Schaffen des berühmten Industriedesigners und Szenografen gewidmet. Mit Star Trek, Tron, Aliens oder Blade Runner hat Mead bis in die jüngste Gegenwart ikonische Filmwelten konzipiert. Zu sehen sind in O&Os Depot über 30 originale Visualisierungen mit Fokus auf den urbanen Raum. Darüber hinaus zeigt ein kurzer Dokumentarfilm den Kalifornier bei der Arbeit. Mit Syd Mead hat die Filmwelt einen großen Retrofuturisten verloren. *Noch bis 30. Januar 2020*

www.ortner-ortner.com

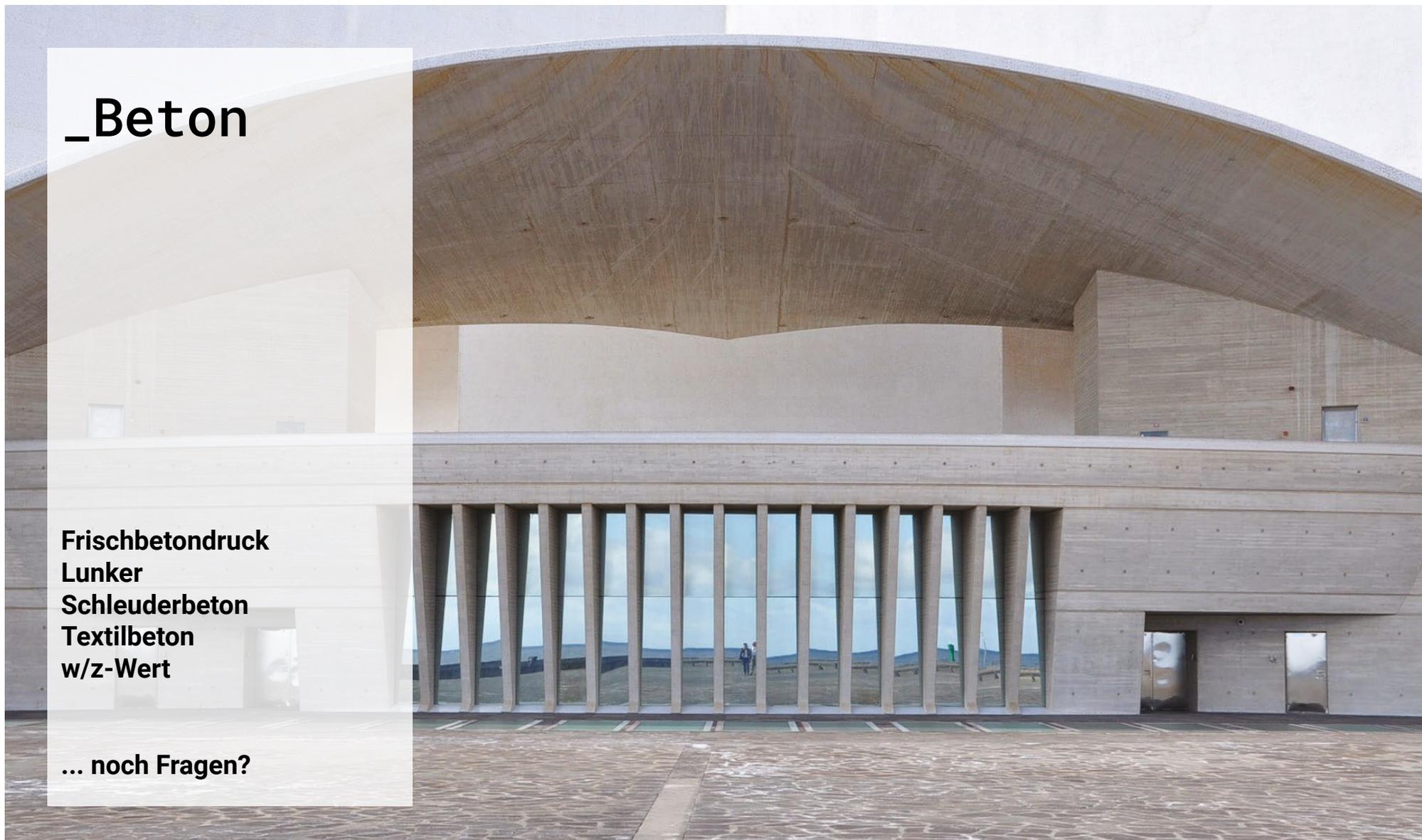
483* JOBS.
Der BauNetz Stellenmarkt

*Stand: 16.01.2020

_Beton

**Frischbetondruck
Lunker
Schleuderbeton
Textilbeton
w/z-Wert**

... noch Fragen?



ELISO SULAKAURI TBILISI //
ADDENDA ARCHITECTS BARCELONA //
ATELIER FANELSA BERLIN UND GERSWAL-
DE // **SCHNEIDER TÜRTSCHER** ZÜRICH
// **KOMBINATIV** BERLIN // **CARTHA** //
**HALTMEIER*KISTER ARCHITEK-
TUR** ZÜRICH // **MONO ARCHITEKTEN**
BERLIN // **MATTHIEU GIREL** RENENS //
TANJA LINCKE ARCHITEKTEN BERLIN

//

SHORTLIST 2020

Eliso Sulakauri
Foto: Daro Sulakauri

Links: Wohnhaus für John Wurde-
man in Sighnaghi, Entwurf, 2018

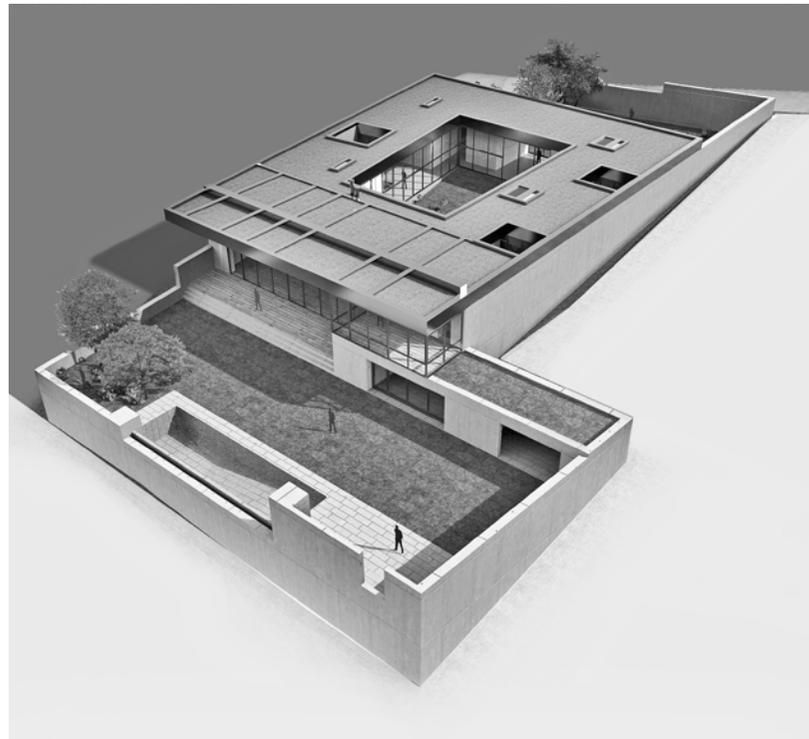


ELISO SULAKAURI, TBILISI INITIATIVE GEWINNT

VON MARIAM GEGIDZE



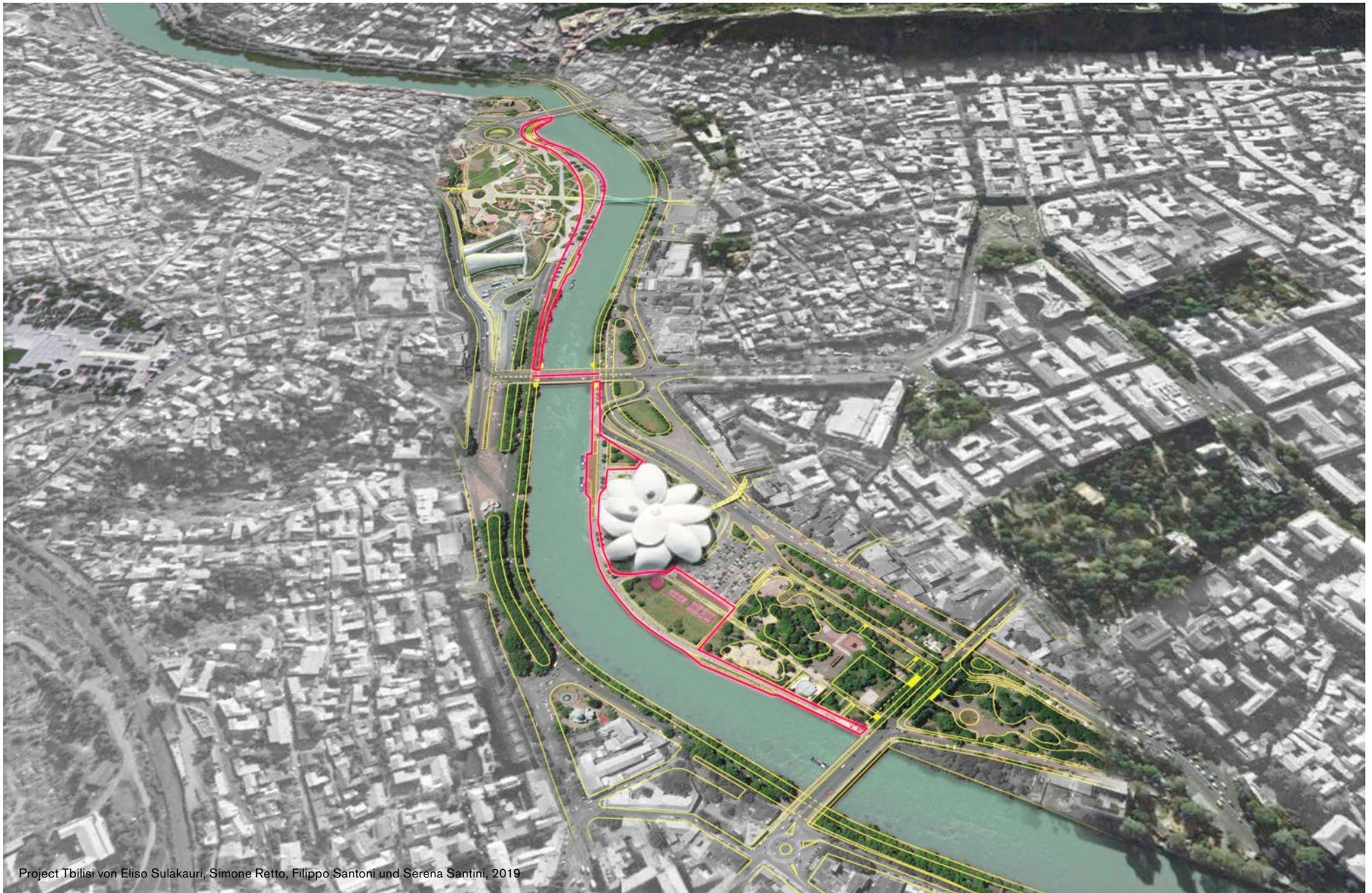
Wohnhaus in Tsavkisi, Entwurf von Eliso Sulakauri und Simone Retto, 2016



Als sich die ehemalige Architekturstudentin an der Kunstakademie Tiflis vor gut zwanzig Jahren auf den Weg nach Mendrisio in die Schweiz machte, wusste sie schon, dass sie irgendwann in die georgische Hauptstadt zurückkehren würde. Doch vorab sollte sie noch in Paris, Zürich und New York Halt machen. Heute, nach zwölf Jahren im Ausland, arbeitet die zweifache Mutter in ihrem Büro mitten in der Tifliser Altstadt. Und sie ist überzeugt: Nirgendwo sonst könnte sie als Architektin arbeiten.

„Lieber gar nichts machen, als daran zu zweifeln“ – lautet das Credo von Eliso Sulakauri. Denn wenn sie nicht an ihre Arbeit glauben würde, würde sie auch nicht soviel Energie darin investieren. Architektur ist für Sulakauri eine private Angelegenheit. Zu ihrem engsten Freundeskreis gehören Bauherr*innen, für die sie zunächst mal ein Gebäude entworfen hatte. Für ihre Heimatstadt Tiflis ist sie auch mal bereit, aus einer spontanen Idee gleich ein jahrelanges, städtebauliches Projekt zu machen:

Wie viele historische Städte, entwickelte sich auch die georgische Hauptstadt Tiflis entlang eines Flusses. Die Kura (auf georgisch Mtkwari) ist mit 1364 Kilometern das längste Fließgewässer im Kaukasus. An den Grenzen nordwestlich als auch südöstlich der georgischen Hauptstadt liegen noch alte Wasserkraftwerke. Während der Sowjetzeit wurde der Fluss begradigt und entlang seiner Ufer mit mehrspurigen Schnellstraßen versehen, was ihn vollkommen abschottet, obwohl er mitten durch die Stadt führt. Dennoch begreift die lokale Bevölkerung den Stadtraum als zwischen dem linken und dem rechten Ufergebiet geteilt. Eliso Sulakauri wollte nun die einst natürliche Verbindung zwischen Kura und Tbilisi wiederherstellen. Daher rief sie vor fünf Jahren eine Gruppe mit dem Namen „Project Tbilisi“ ins Leben. Gemeinsam mit ehemaligen Kommiliton*innen von der Accademia di Architettura di Mendrisio – Simone Retto (Mailand), Filippo Santoni und Serena Santini (beide Zürich) – erarbeitete Sulakauri einen städtebaulichen Ideenentwurf, der den Fluss wieder in die Stadt zurückholen soll. Ihre Vorschläge präsentierte die Architektin schließlich im Stadtrat von Tiflis. Mit (nachträglicher) Wirkung: Vor zwei Jahren regte sich die Abteilung für Stadtentwicklung und beauftragte Project Tbilisi, ein Konzept für die Neuordnung des ganzen Flussareals zwischen den beiden Wasserkraftwerken zu entwickeln. Der neue Bürgermeister war von den Plänen begeistert. Der Stadtrat rief daraufhin einen städtebaulichen Wettbewerb für die Realisierung eines Pilotprojekts entlang des Flusses im Stadtzentrum aus, und Project Tbilisi gewannen ihn. Demnächst sollen die



Project Tbilisi von Eliso Sulakauri, Simone Retto, Filippo Santoni und Serena Santini, 2019



Project Tbilisi von Eliso Sulakauri, Simone Retto, Filippo Santoni und Serena Santini, 2019

Bauarbeiten beginnen. Und wenn alle Pläne umgesetzt werden, bedeutet das nichts Geringeres als den Neuanfang für die Kura.

Das Pilotprojekt könnte eine positive Kettenreaktion auslösen, denn „erst, wenn man die Ufer wieder erreicht, wird deutlich, dass der Fluss zu einer Kloake geworden ist“ meint Sulakauri. „Das Problem der unkontrolliert abfließenden Abwasser wird sichtbar, und das könnte konkrete Gegenmaßnahmen nach sich ziehen. Das ist genau wie im Sport: Geduld ist alles! Wenn man die eigene Sache durchzieht, kommt man irgendwann auch ans Ziel“, so die ehemalige Sportschützin.

Eliso Sulakauri setzt auf Selbstinitiative: Wenn der Staat keine klare Sicht für die künftige Entwicklung in Georgien besitzt, dann sollte man eben selber aktiv werden. „Nur so gelangen die Ideen von unten nach oben. Bottom-up. Das ist wichtig“. Gewiss

sind in Georgien die behördlichen Strukturen weniger hierarchisch und entsprechend offener organisiert. Das kann auch eine Chance sein, „denn wo sonst werden heute großmaßstäbliche städtebauliche Ideen umgesetzt, die eine Gruppe nahezu unerfahrener Architekt*innen initiiert hat?“.

Architekt*innen sollen also entschlossfreudig sein und experimentieren, wenn es nach Eliso Sulakauri geht. „Und wenn doch nicht alles so funktioniert wie geplant, dann weiß man zumindest am Ende, dass es nicht funktioniert hat“, meint sie. Wichtig sei dabei, dass die Idee dahinter immer dem Versuch wert ist. Die Idee, „die Kura zu befreien“ ist es allemal. Vielleicht wird sich aus dem Projekt in Zukunft eine nachhaltige Stadtentwicklung ergeben. Und wer weiß: Möglicherweise werden irgendwann auch einmal die Tifliser*innen wieder im Fluss baden können.

www.elisosulakauri.com

ADDENDA ARCHITECTS, BARCELONA

PRAGMATISCH UND ROBUST

VON GREGOR HARBUSCH



Links: Wettbewerbsbeitrag für Schule und Kulturkomplex Beausobre in Morges bei Lausanne, 2016
Rechts: Roberto González, Anne Hinz, José Zabala, Cecilia Rodríguez und Arnau Sastre. Foto: addenda





Wenige Bauten wurden im letzten Jahr so kontrovers diskutiert wie das neue Bauhaus Museum in Dessau. So abweisend die spiegelnde Glasfassade auch sein mag, innen überzeugt das Haus – nicht zuletzt mit seinem frei bespielbaren Erdgeschoss. Mit ihrem robusten Grundkonzept und ihrer pragmatischen Herangehensweise schafften addenda aus Barcelona, Budget und Zeitplan einzuhalten. Das freute nicht nur Bauherrin und Politik in Dessau, sondern hat für die Spanier auch einen programmatischen Aspekt.



Addendas Projekt für den Umbau des Centre Civic Sagrada Família in Barcelona (zusammen mit Flexo Arquitectura) wird aller Voraussicht nach umgesetzt.

Für addenda architects ist das Bauhaus Museum nicht nur das erste große Projekt überhaupt, es war auch der Anlass für Roberto González, Anne Hinz, José Zabala, Cecilia Rodríguez und Arnau Sastre sich überhaupt als Büro zu formieren. Im offenen, zweiphasigen Wettbewerb setzten sich die fünf Partner*innen gegen 830 Konkurrenten durch und überzeugten die Jury mit einem bewusst schlicht gehaltenen Designansatz: Die Dauerausstellung brachten sie in einem geschlossenen Riegel unter, der auf zwei Treppentürmen aufliegt und als Sichtbetonriegel das stützenfreie Erdgeschoss 50 Meter weit überspannt. Umhüllt wird das Ganze von einer glatten Glashaut. Im Wettbewerb zeichneten addenda eine elegant proportionierte und maximal transparente Hülle, die jedoch im weiteren Planungsverlauf bald dem Kostendruck zum Opfer fallen musste.

Die schließlich realisierte Fassade des langgestreckten Baukörpers kann man getrost als Gegenmodell zum ursprünglichen Bild modernistischer Durchsichtigkeit kritisieren. Natürlich läge es hier nahe, über knausrige Bauherren zu klagen. Doch die Architekt*innen können durchaus akzeptieren, dass das Motiv der Transparenz in erster Linie ein intellektuelles Konstrukt ist. Vor allem aber begreifen die fünf Partner*innen Architektur eben auch als ein Produkt gesellschaftlicher und politischer Zusammenhänge, die sie im Zuge der Konzeption ihrer Projekte intensiv diskutieren. In diesem Sinn sind die Klima- und Kostenfragen, die sich auch auf der Museumsfassade in Dessau einschrieben, momentan eben virulente Herausforderungen und können als kultureller Kontext zeitgenössischer Architekturproduktion interpretiert werden.

Eine Rolle spielen hier auch die biographischen Erfahrungen der vier Spanier*innen im Gründungsteam. Sie schlossen ihr Studium um 2005 ab, kurz bevor die Wirtschaftskrise Spanien traf. Dann brach der Markt zusammen, viele Projekte wurden gestoppt und nur noch wenig gebaut. Dementsprechend agierten sie als junge Architekt*innen in einem prekären Rahmen und lernten, Bauten kostengünstig umzusetzen. Dass addenda mit ihrem bewusst unkomplizierten und trotzdem anspielungsreichen Entwurf im Wettbewerb überzeugen konnten, dürfte aber auch an den Partner*innen Sastre und Rodríguez liegen, die im Büro Barozzi Veiga unter anderem am Bündner Kunstmuseum und am Musée Cantonal des Beaux-Arts in Lausanne arbeiteten.

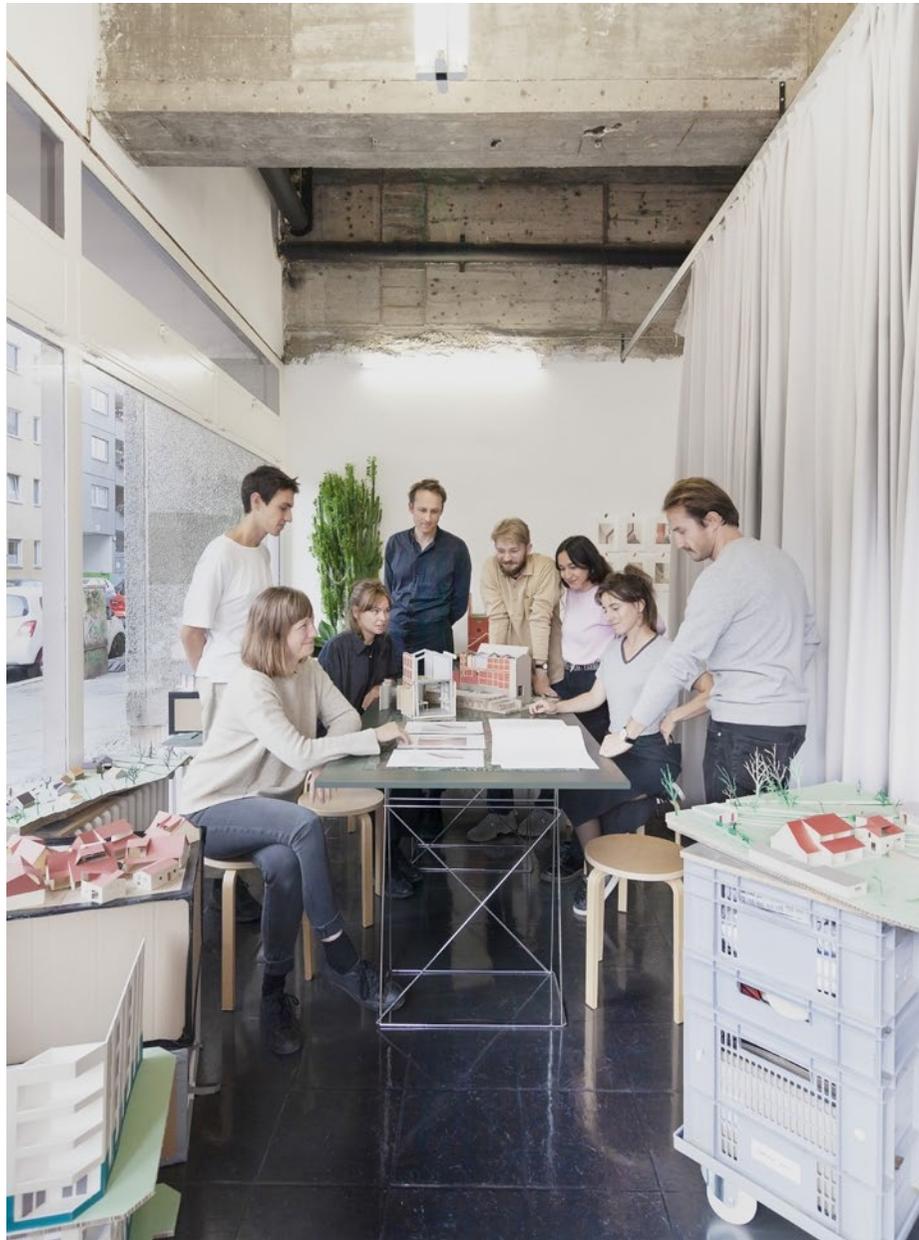


Bauhaus Museum in Dessau,
2019. Fotos: Thomas Meyer /
Ostkreuz

Über ihren Dessauer Entwurf schreiben addenda, er sei „low resolution at its best“. Wer mehr von diesem Ansatz sehen möchte, muss sich leider noch etwas gedulden, denn das nächste größere Projekt läuft momentan erst an: Im Sommer letzten Jahres gewannen addenda zusammen mit Flexo Architectura in Barcelona einen Wettbewerb für den Umbau des Centre Cívic Sagrada Família. Sie setzten sich in einem nicht-offenen, zweistufigen Verfahren gegen sieben Konkurrenten durch. Ziel des Projekts ist die Regeneration eines Blocks in Eixample, der mehrere Einrichtungen wie einen

Markt, eine Bibliothek und ein Stadtteilzentrum umfasst. Man darf zuversichtlich sein, dass die angepeilte Eröffnung des rundum sanierten Hauses 2023 zu schaffen ist, denn immerhin haben addenda in Deutschland zum Bauhaus-Jubiläumsjahr ein ganzes Museum fristgerecht hinbekommen.

www.addendaarchitects.com



ATELIER FANELSA, BERLIN UND GERSWALDE

DÖRFLICHE STRUKTUREN WEITERBAUEN

VON ALEXANDER STUMM

Das Team von Atelier Fanelisa im Büro in Berlin-Kreuzberg
Alle Fotos: Atelier Fanelisa



Links: Kulturscheune, Pohle, 2018. Rechts: Fassadengestaltung eines Mehrfamilienhauses, Gerswalde, 2019



Vylder Vinck Taillieu gearbeitet hat, lässt sich in diesem vielschichtigen Ansatz durchaus erkennen.

Eine spannende Bauaufgabe für Atelier Fanela? Ein Dorfgemeinschaftshaus! Das Team internationaler Architekten wurde 2016 von Niklas Fanela gegründet. In Berlin-Kreuzberg hat es seinen Standort im Erdgeschoss eines stattlichen 70er-Jahre-Wohnungsbaus, der typisch für die wechselhafte Sanierungsgeschichte des Stadtteils ist. Kein schlechter Ort, um beispielsweise über den Begriff „Heimat“ nachzudenken – ohne dabei jedoch das Umland jenseits der Stadtgrenzen aus dem Blick zu verlieren.

„Als junges Büro können wir in Brandenburg einen größeren Beitrag leisten als in Berlin,“ sagt Niklas Fanela. Sein Architekturbüro Atelier Fanela hat sein zweites Standbein neben Berlin deshalb in Gerswalde. Der kleine Ort in der Uckermark ist dank der Galerie Löwen.haus und dem angegliederten Café schon seit einigen Jahren mehr als ein Geheimtipp. Atelier Fanela sind bei der Umgestaltung des Großen Gartens mit Gewächshaus, Gästepension, ökologischem Gemüseanbau und Verkaufshaus beteiligt.

Mit der Instandsetzung einer zwar maroden, aber denkmalgeschützten Fachwerkscheune samt angrenzender Bauten errichtet sich das junge Büro derzeit ein eigenes Sommeratelier. Bis 2020 wird dafür eine als Haus-im-Haus konzipierte Stahlkonstruktion eingebracht, die als Werkstatt genutzt werden kann und die zugleich als Aussteifung des Bestandsgebäudes dient. „Dabei kommt man mit den lokalen Akteuren vor Ort ins Gespräch: Nachbarn, Handwerkern, dem Bauamt. Präsenz vor Ort ist uns wichtig.“ Dass Fanela nach dem Studium unter anderem bei De

Das Engagement von Atelier Fanela erstreckt sich dabei auch auf subtile Interventionen. Dazu zählen der Bau einer Bühne für das örtliche Literaturfestival oder die Gestaltung der Fassade im Zuge der Sanierung eines Plattenbaus am Ortseingang. „Wegen der prominenten Lage der Platte am Ortseingang war uns eine besondere Gestaltung wichtig. In unseren Augen hatte die rote Waschbetonfassade eine eigene Qualität, die durch die geplanten Maßnahmen verloren gegangen wäre. Wir sind deshalb auf die Wohnungsbaugesellschaft zugegangen und haben gemeinsam entschieden, dass eine kreisförmige Fläche den historischen Farbton partiell sichtbar lässt.“



Besucher*innen bei „Weiterbauen – Orte neuer ländlicher Gemeinschaft“, Ausstellung im Löwen.haus, Gerswalde, 2018

Weitere im Entstehen begriffene Projekte des Büros umfassen den Neubau eines Pavillons im Rahmen der von Peter Haimerl initiierten Neuerfindung des oberpfälzischen Ortes Brand, die Sanierung, Umgestaltung und Erweiterung einer alten Gutsanlage in Mecklenburg-Vorpommern in eine Artist Residency sowie – im Auftrag eines Berliner Unternehmens – den Umbau eines Bestandsgebäudes in der Uckermark zum Satellitenbüro mit kombiniertem Wohnen.



Links: Pavillon im Rahmen von Peter Haimerl: Heimatloft, Brand, 2018
Unten: Bühne auf dem Festival Systemsturz im Großen Garten, Gerswalde, 2019

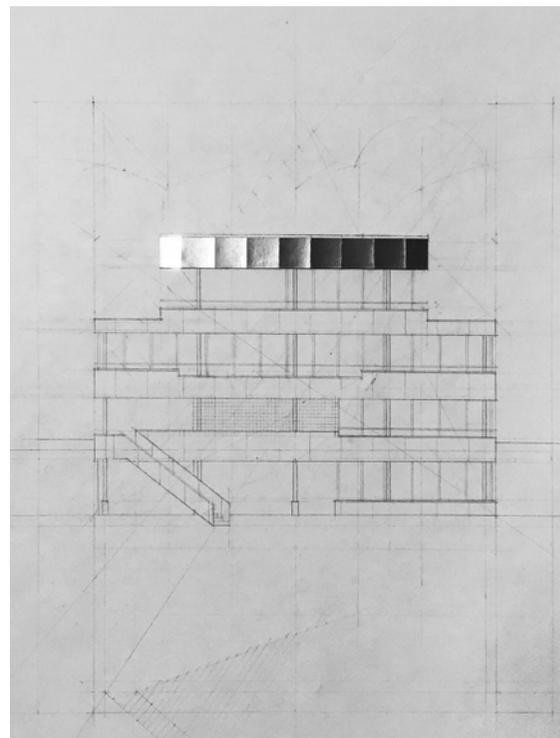
Die lokale Vernetzung ländlicher Räume sieht Fanelsa auch im internationalen Kontext. Im Herbst 2019 hat Fanelsa, der neben der RWTH Aachen auch an der *Tokyo Tech* studierte, zusammen mit Jan Lindenberg, dem Initiator des Löwen.haus, in Japan das Forschungsprojekt „Looking for Rural Tendencies“ initiiert. „Japan ist immer auch ein Blick in die Zukunft.“ Als Beispiel kann das abgelegene Bergdorf Kamiyama gelten, in dem inzwischen mehrere Unternehmen Dependancen unterhalten. Dank der schnellen Internetverbindung wohnen Mitarbeiter dort dauerhaft. Folgeerscheinungen sind neue

Restaurants, Bäckereien und Gästehäuser, die Wirtschaft wächst. Im Japanischen gibt es für diese Menschen sogar ein eigenes Wort, dass sie von Touristen unterscheidet und die engere Beziehung zum Ort ausdrückt. „Ausschlaggebend ist die soziale Infrastruktur, Programme, die an einer neuen Vision arbeiten. Im Vergleich mit anderen Regionen der Bundesrepublik steht die Förderung von Handwerk und Baukultur in Brandenburg noch am Anfang.“



Darüber hinaus organisiert Atelier Fanelsa zusammen mit Kooperationspartnern Ausstellungs- und Forschungsprojekte, so beispielsweise „Weiterbauen – Orte neuer Ländlicher Gemeinschaft“ in der schon erwähnten Galerie Löwen.haus oder das „Summer Camp Baukunst und Gemeinschaften“ in Oderbruch. „Wir möchten bei jungen Menschen Interesse für Handwerk wecken und die Generationen zusammenbringen“, fasst Fanelsa zusammen. Mit seinem Projekt „Patterns of Rural Commoning“ wurde er damit jüngst in das renommierte *Emerging Curator Program* des Canadian Center for Architecture CCA aufgenommen. In mehreren Workshops in Brandenburg und der Region um Montreal will er im kommenden Jahr Themen wie Material, Kulinarik oder Handwerk aufgreifen und verbinden.

Wie steht Niklas Fanelsa zum Begriff Heimat? „Als Städter hat man oftmals einen sehr vereinfachenden Blick auf das Land. So etwas wie den ‚homogenen Dorfbewohner‘ gibt es nicht“, meint Fanelsa. „Deshalb finde ich für mich den Begriff des Weiterbauens viel interessanter. Man nimmt die gegebenen, heterogenen Strukturen – ob nun architektonischer oder sozialer Art – und schafft daraus Neues.“ Entscheidend sei die Haltung. „Wir praktizieren einen Austausch auf Augenhöhe. Es geht nicht um architektonische Kompromisslösungen, sondern um die Wertschätzung lokaler Traditionen.“



Michaela Türtscher und Claudio Schneider

Projekt Mauren, Schmales Haus an der Straße mit unberührtem Außenraum, Ansicht vom Tal

SCHNEIDER TÜRTSCHER, ZÜRICH ZEICHNEN STATT SKITOUR

VON TASSILO LETZEL



Projekt Rüthi, Frontalansicht mit Zwischenraum und Portico
Foto: Johanna Muther, Zürich

Michaela Türtscher und Claudio Schneider arbeiten seit 2013 zusammen, ihr Büro befindet sich in Zürich. Sie glauben nicht nur an die städtebauliche Relevanz von Details, sondern auch an klassische Tugenden des Berufs wie Zeichnen und Modellbau. Statt immer mehr outzusourcen, steht bei ihnen die Freude an der Arbeit im Vordergrund. Dazu gehört auch, allen Projektbeteiligten von Anfang an eine möglichst klare Position zu vermitteln.

Claudio Schneider stammt aus einem Dorf in Liechtenstein, Michaela Türtscher ist im nahen Dornbirn aufgewachsen. Kennengelernt haben sie sich während des Studiums. Die ersten Direktaufträge erhielt das junge Büro – wie so oft – aus dem familiären Kontext. „Wir stammen aus einer Ecke, wo relativ viele Leute Hüsli bauen – oft leider mehr schlecht als recht. Der Gedanke ist meist: ‚Das ist mein Grund und Boden, da stell ich mir jetzt etwas hin so wie es mir passt.‘ Die Folge: Der öffentliche Raum gerade in Siedlungen und Dörfern verödet immer mehr, die Menschen sind nur noch per Auto unterwegs und ziehen sich abends in ihren ‚Hortus Conclusus‘ mit Gärten und Fernseher zurück.“ Dass in solchen Siedlungsräumen kaum mehr eine soziale Infrastruktur vorhanden ist, scheint die wenigsten zu stören, wie Schneider und Türtscher feststellen. „Aber irgendwann merken die Bewohner, dass sie unzufrieden sind. Und dann fahren sie in die nächste Kleinstadt, um dort auf dem Markt spazieren zu gehen.“

Das ist – grob gesagt – der Kontext, in dem die bisher gebauten Projekte des Büros entstanden sind. Und diesem Trend möchten sie mit ihren Mitteln entgegenwirken. „Uns ist schon klar, dass man nicht das ganze Rheintal umgestalten kann. Aber wir glauben daran, dass sich auch innerhalb einer Parzelle guter Städtebau betreiben lässt, ohne dass die Bauordnung gleich umgeschrieben werden muss. Wir versuchen, Ideen zum öffentlichen Raum und sozialpolitische Ideale in unserem Wirkungskreis einfließen zu lassen.“ Stadt kenne keine Einzelheiten, ob Detail oder Volumetrie – alles ist Städtebau, was an ihre Lehrer an der ETH denken lässt. Türtscher hat bei Gion Caminada diplomiert, für den ein Fensterstock schon eine Frage des Städtebaus sein kann. Peter Märkli, bei dem Schneider ihren Abschluss gemacht hat, zitieren sie mit den Worten: „Ist der Städtebau nicht gut, taugt das ganze Projekt nichts.“ Wenn dahingehend aber alles stimmt, könne man flexibel reagieren. Dann können sich auch mal Material oder Budget ändern, „ohne dass das ganze Projekt wie ein Kartenhaus zusammenfällt.“



Projekt Rüthi, Zwischenraum / Portico / Haus
Foto: Johanna Muther, Zürich

Es sind insbesondere diese ersten konzeptuellen und räumlichen Setzungen, bei denen die beiden keine Kompromisse machen. Bei ihrem ersten Projekt „Rüthi“ hatten sie beispielsweise Bauherren, die ihr Bestreben nach der Schaffung von öffentlichem Raum gutgeheißen haben. So entstand zwischen den Häusern ein kollektiver Außenraum, der auch die Hauseingänge und Unterstellplätze unter einem Dach vereint. „Wir hatten immer von einem Portico geredet, genutzt wird der Raum hauptsächlich als Carport.“ Und auch wenn hier die meiste Zeit nur Autos parken, bietet das Ensemble eben doch die

Möglichkeit, dass alle Bewohner*innen zusammenkommen könnten. Selbst wenn es nur einmal im Jahr passiert, dass die Vehikel draußen bleiben, und an ihrer statt eine Festtafel aufgestellt wird.

Ein gewisses Übereinkommen hinsichtlich der Projektziele fordern Türtscher und Schneider von Anfang an ein. Sie gehen entwerflich relativ früh recht weit, um ihre Position klar zu machen. Auch arbeiten sie oft schon in der Studienphase mit detaillierten Modellen. Das kann dann auch mal dazu führen, dass ein Projekt schon zu diesem Zeitpunkt aus inhaltlichen Gründen scheitert: „Ein Bauherr wusste sehr genau, was er wollte, aber wir hätten nicht dahinterstehen können, deswegen lehnten wir eine Weiterbearbeitung ab.“ Neben ihren Aufträgen sind die beiden an der ETH in der Lehre

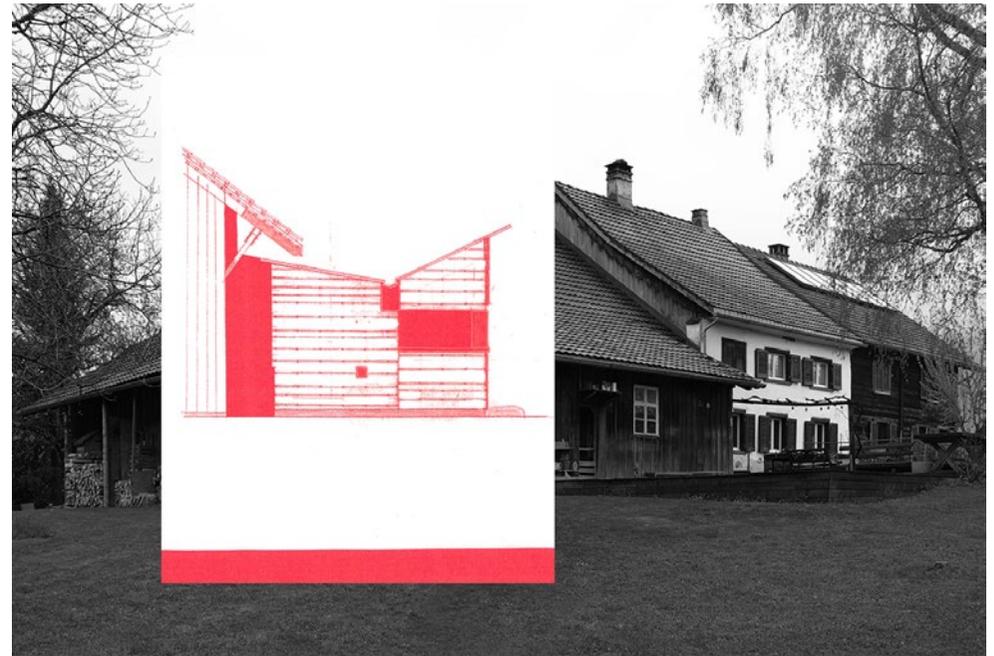
tätig. So können sie am aktuellen Diskurs teilhaben und sich ihre finanzielle Unabhängigkeit bewahren. Türtscher steht dort kurz vor Abschluss ihrer Promotion, während Schneider als Entwurfsassistent bei Adam Caruso mitarbeitet.

Ihr Wunsch nach Unabhängigkeit definiert auch ihre Arbeitsweise, bei der Zeichnungen eine zentrale Rolle spielen. Diese entstehen gerne auch mal abends, um den Kopf frei zu bekommen, erzählt Schneider: „Andere gehen ins Fitnessstudio oder machen eine Skitour, ich zeichne halt gern. Die Zeichnungen können durchaus abschweifen, denn letztlich ist es immer eine Auseinandersetzung mit einer spezifischen Problemstellung, aus der sich im besten Fall eine Erkenntnis für ein Projekt ziehen lässt.“ Außerdem sei die Zeichnung neben dem Modell das einzige, was bleibt, wenn ein Projekt nicht gebaut wird. Und daran solle man dann auch seine Freude haben. Hinzu komme, dass Technologien wie BIM zu Arbeitsweisen führen, die den unmittelbaren Bezug zur Form und ihrer Wirkung erschweren. Und das sehe man vielen Projekten eben auch an.

Dass sie mit ihrer Arbeitsweise keine Flughäfen planen werden, ist ihnen klar. Aber alles auszulagern und nur noch zu delegieren, wie es heute ab einer bestimmten Bürogröße notwendig ist, wäre nichts für die beiden: „Das Schöne an unserem Beruf ist die Abwechslung. Eine Vielfalt, die wir uns bewahren möchten.“ Nur noch von Sitzung zu Sitzung zu rennen, das fänden sie wenig attraktiv.



Projekt Auf Berg I, aktuell in Ausführung, Modell und *Mise en abyme* der Gartenansicht



Wie es weitergeht? „Bis jetzt hatten wir Glück mit Direktaufträgen, die sich auf eine gute Art überschneiden haben. Mit genügend Abstand, um sich gut konzentrieren zu können, aber auch nicht mit zu viel Abstand, so dass man in finanzieller Hinsicht nervös würde. Letztendlich haben wir gelernt, dass man nicht zu weit vorausplanen kann.“ Im Frühling werden sie alle laufenden Projekte abschließen, zu denen auch Türtschers Promotion gehört. Dann kann gerne eine „erfrischende Leere“ folgen: „Wir haben Zeit und Raum für etwas Neues. Und was immer es ist, wir freuen uns darauf.“

www.schneidertuertscher.com

KOMBINATIV – BÜRO FÜR ARCHITEKTUR, BERLIN

HAUSARCHITEKT IM KREMATORIUM

VON GREGOR HARBUSCH



Max Dengler
Foto: Maja Nguyen

Oben: Das Büro von Kombinativ im Werkhof des ehemaligen Krematoriums in Berlin-Wedding, das heute als Silent Green Kulturquartier firmiert. Foto: Christoph Rokitta. Unten: 2018 wurde Kombinativs zweigeschossiger Riegel mit Konferenzräumen und Ateliers im Silent Green fertig. Foto: Cordia Schlegelmilch

Doch, man könne ihn durchaus als Hausarchitekt des Silent Green Kulturquartiers in Berlin-Wedding bezeichnen, sagt Max Dengler. Mit seinem kleinen Büro Kombinativ hat er zwar nicht alle Sanierungs- und Neubauprojekte des ehemaligen Krematoriums geplant. Aber er wirkte ganz entscheidend an der ungewöhnlichen Umnutzung mit. Es ist deshalb nur logisch, dass sein Büro im kleinen Werkhof hinter der hohen oktogonalen Trauerhalle liegt. Wo Dengler und seine beiden Mitarbeiter jetzt sitzen, wurden einst Särge gezimmert.

Das 1912 eröffnete Krematorium war das erste in Berlin. Die Bauherrschaft „Verein für Feuerbestattung“ hatte damals gegen einige Vorbehalte zu kämpfen, etwa von Seiten der Kirche, aber auch von Anwohnern, die Angst vor der Asche hatten. Als hingegen gut hundert Jahre später die Umnutzung des Krematoriums zu einem Kulturort lief, gab es keine lautstarken Einwände. Berlin ist einiges gewohnt, warum also nicht Film,



Musik, kulturelles Gewerbe und Veranstaltungen in ehemaligen Leichen- und Urnenhallen? Betreiber des Silent Green Kulturquartiers sind Jörg Heitmann und Bettina Ellerkamp, zwei Urgesteine der Umnutzungs- und Clubszene aus dem Berlin der Nachwendejahre. Über die Jahre wurden sie zu kulturell orientierten Projektentwicklern.

Als das Land Berlin die 2002 geschlossenen Anlagen verkaufte, überzeugten Heitmann und Ellerkamp mit ihrem Nutzungskonzept als Kulturquartier und bekamen den Zuschlag. Sie luden Kombinativ zu einem Pitch ein, bei dem es um den Umbau des Werkhofes ging. In enger Abstimmung mit der Denkmalschutzbehörde bauten Dengler und sein Team den vom Krieg gezeichneten Bestand bis auf die Grundmauern zurück, organisierten die Grundrisse neu und setzten ein Sheddach auf. Das Ergebnis sind unspektakuläre, aber sehr angenehme Atelier- und Büroräume. Der Erfolg blieb nicht aus. Und momentan diskutieren Architekt, Bauherr und Denkmalschutzbehörde bereits über die Möglichkeiten einer Aufstockung, die sich an der ursprünglichen Kubatur des Gebäudes orientiert.



Weitaus auffälliger als die Umbauten im hinteren Teil des Gebäudeensembles ist Kombinativs Neubau vor dem Krematorium. Hier entstand in den Jahren 2015–18 ein zweigeschossiger Riegel mit Konferenzräumen und Ateliers. Mit der robusten Laubengängerschließung und den hohen Fenstern artikuliert das Haus deutlich seine Funktion. Wirklich fertig ist das Atelierhaus genau genommen noch nicht, denn Rankgerüste und ein Dachgarten sollen den Baukörper in wenigen Jahren in üppiges Grün tauchen und damit auch einen Bezug zu den hohen Bäumen des gegenüberliegenden Urnenfriedhofs schaffen.

Das Silent Green ist bislang das einzig realisierte Projekt von Kombinativ. Doch trotzdem deutet sich bereits ein Profil des Büros an, wenn Dengler zwei seiner aktuellen

Projekte erwähnt, denn auch bei diesen geht es um kulturell orientierte Umnutzungen sperriger Bestandsbauten. Architektur sei für ihn nicht nur gestalterische Dienstleistung, betont Dengler. Ihn interessiert die Entwicklung eigener Projekte, das Nachdenken über Gesellschaftskonzepte und die Zusammenarbeit mit gleichgesinnten Freunden.

Vor diesem Hintergrund ist auch seine Arbeit für das Berliner Mietshäuser Syndikat zu sehen, das er von 2013–15 als Berater bei einem Konzeptvergabeverfahren in Lichtenberg unterstützte, um alternative Formen der Stadtproduktion voranzutreiben. Im nächsten Jahr wird man mehr in dieser Richtung sehen können, denn Dengler plant zusammen mit befreundeten Architektinnen, Künstlern und Wissenschaftlerinnen ein Festival für „post-kapitalistische Raumproduktion“. In diesem Zusammenhang entstand kürzlich eine Vision für sozialen Wohnungsbau auf den Grünstreifen breiter Alleen. Die Strukturen sollen aus 3D-Druckern kommen, der weitere Ausbau durch die Nutzer erfolgen. Angesichts des akuten Wohnungsmangels, hoher Grundstückspreise und solch ungewöhnlicher Projekte wie dem Silent Green, beginnt man sich langsam zu fragen, ob solche Neuinterpretationen spätmodernistischer Utopien in einigen Jahren vielleicht tatsächlich gebaut werden.

www.kombinativ.de



Links: Außenliegende Erschließung des Riegels.
Foto: Christoph Rokitta.

Rechts: Zusammen mit den Politikwissenschaftlern Laura Berner und Benjamin Titze entwickelte Dengler die Idee, sozialen Wohnungsbau auf den öffentlichen Grünstreifen breiter Alleen in ganz Berlin zu realisieren.





Rankgerüste und Dachgarten sollen den zweigeschossigen Riegel in wenigen Jahren in üppiges Grün tauchen und einen Bezug zu den hohen Bäumen des gegenüberliegenden Urnenfriedhofs schaffen. Foto: Christoph Rokitta



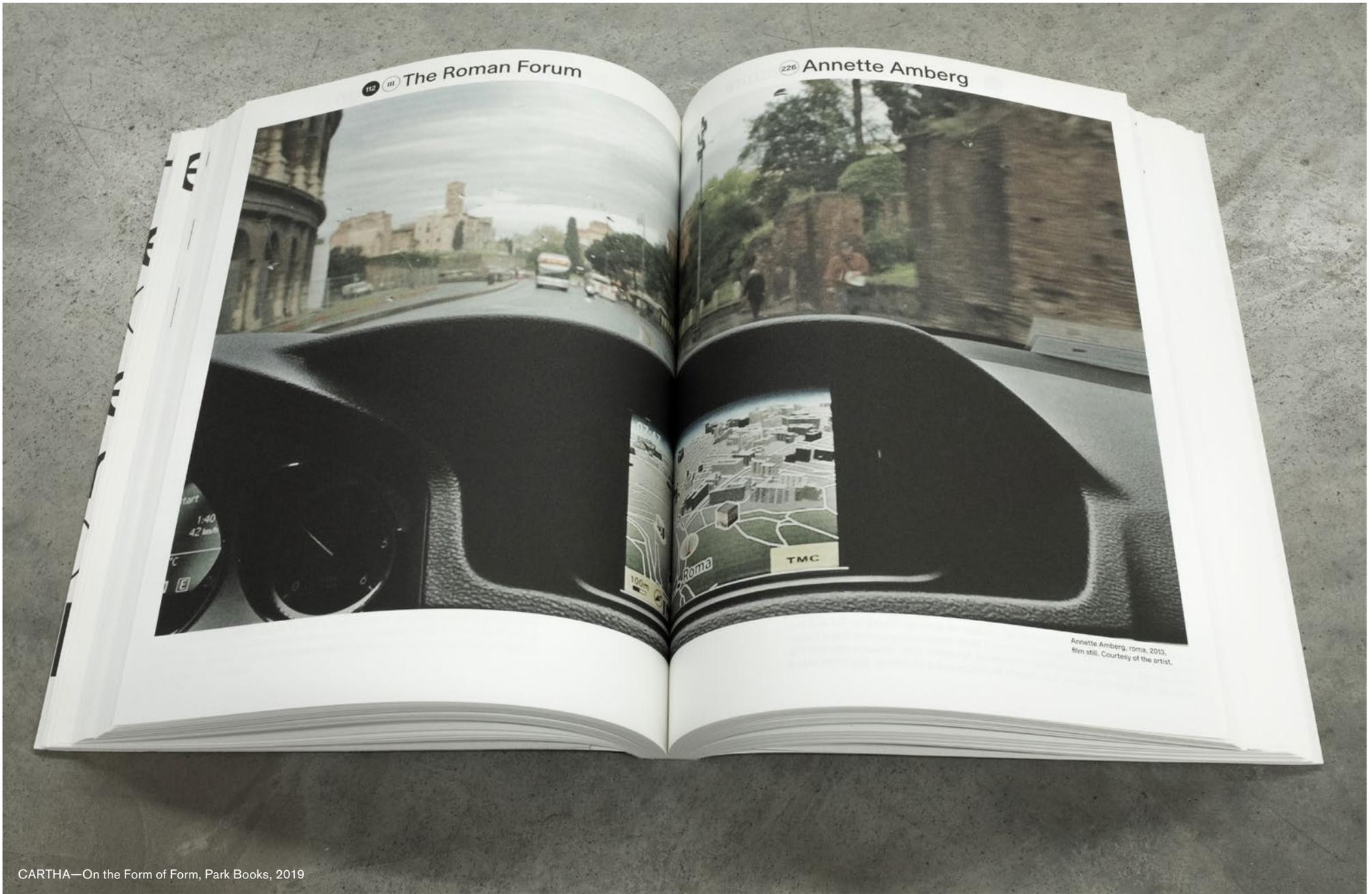
CARTHA, Redaktionsteam von Anfang bis heute, generische AI-Portraits von Generated. Fotos: Francisco Moura Veiga, Matilde Girão, Aurélien Caetano, Elena Chiavi, Pablo Garrido, Aurélien Caetano, Esther Lohri, Gonçalo Frias, Francisco Ramos, Rubén Valdez, Brittany Utting, Angelika Hinterbrandner, Ainsley Johnston, Amy Perkins

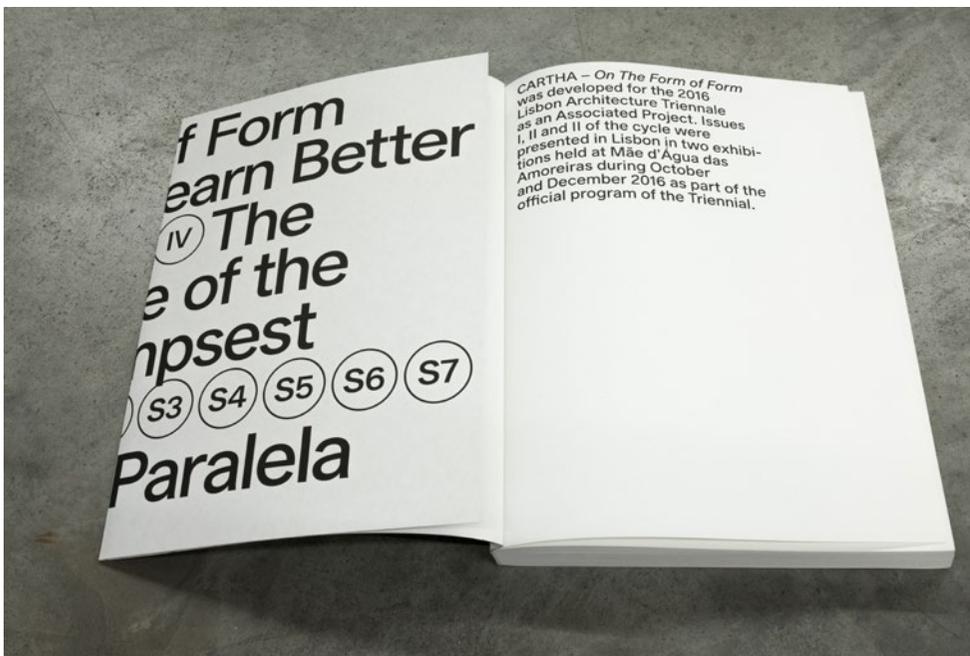


CARTHA

DEN DISKURS ÖFFNEN

VON DINA DOROTHEA FALBE





Seit 2014 existiert CARTHA, eine unabhängige Plattform für kritische Beiträge zu Architektur und Gesellschaft. Jedes Jahr gibt es zu einem Thema, das im Redaktionsteam gemeinsam umrissen wurde, sowohl einen offenen allgemeinen als auch einen geladenen Design Call. Das freie Online-Angebot wird durch Publikationen und Veranstaltungen ergänzt. 2016 erschien das Buch „CARTHA: On Making Heimat“ in Reaktion auf den Deutschen Pavillon der Architekturbiennale Venedig, 2019 das Buch „CARTHA: On the Form of Form“. Auf Basel, Berlin, Zürich, Frankfurt am Main und Lausanne verteilt, arbeitet das Team digital vernetzt zusammen. Was motiviert Angelika Hinterbrandner, Ainsley Johnston, Amy Perkins, Rubén Valdez und Francisco Moura Veiga dazu, sich für mehr Vielfalt im Architekturdiskurs einzusetzen?

Was ist CARTHA?

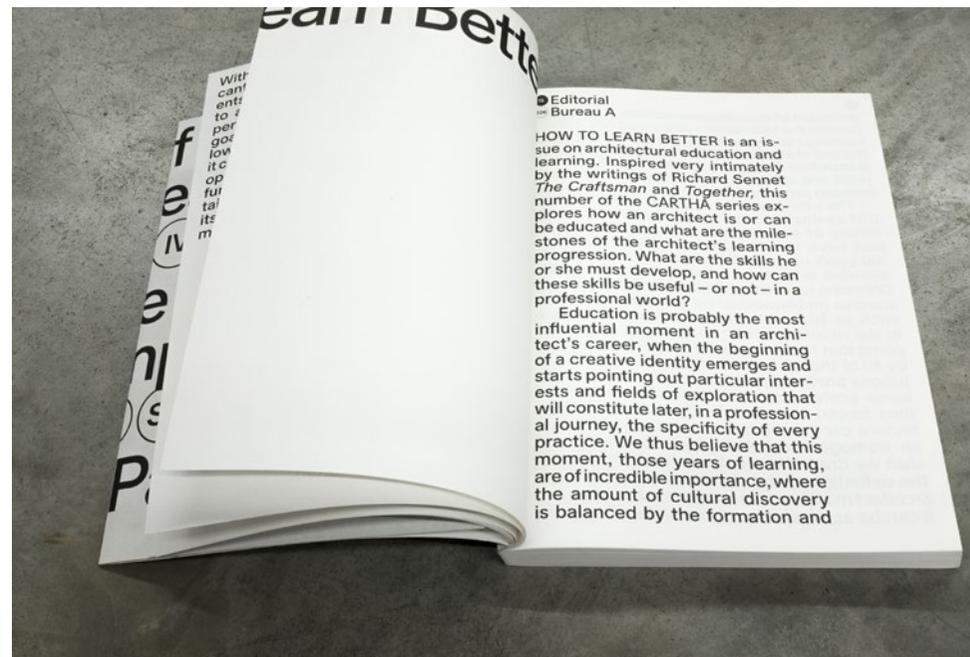
Francisco: Wir haben CARTHA vor fünf Jahren gegründet, um für Stimmen, die sonst nicht am Architekturdiskurs teilnehmen würden oder könnten, eine frei zugängliche Plattform zu schaffen. CARTHA bedeutet „Karte“, was unsere ursprünglichen Be-

weggründe sehr gut beschreibt: unsere Gedanken, interessante Persönlichkeiten und deren Arbeit zu kartieren. In diesem Prozess versuchen wir, Beiträge von renommierten Gastautor*innen mit weniger etablierten Beitragenden zusammenzubringen. Wir wollen einen Dialog anstoßen mit der Absicht, aus diesen stillen, schriftlichen Konversationen Interaktionen zu schaffen.

Was ist Eure Motivation, Teil dieses Projekts zu sein?

Rubén: Als ich 2015 in das Team kam, war ich „nur“ praktizierender Architekt. Mir fehlte die Auseinandersetzung mit theoretischen Themen, die rund um das Thema Architektur eine Rolle spielen, aber in der Praxis nicht präsent sind. CARTHA war eine Bereicherung meiner praktischen Arbeit. Die Veranstaltungen und Diskussionen, die wir organisierten – und auch weiterhin organisieren –, boten gute Gelegenheiten, den eigenen Horizont zu erweitern und sich auszutauschen.

Angelika: Für mich ist CHARTA ein freies, offenes Format, das es uns als jungen

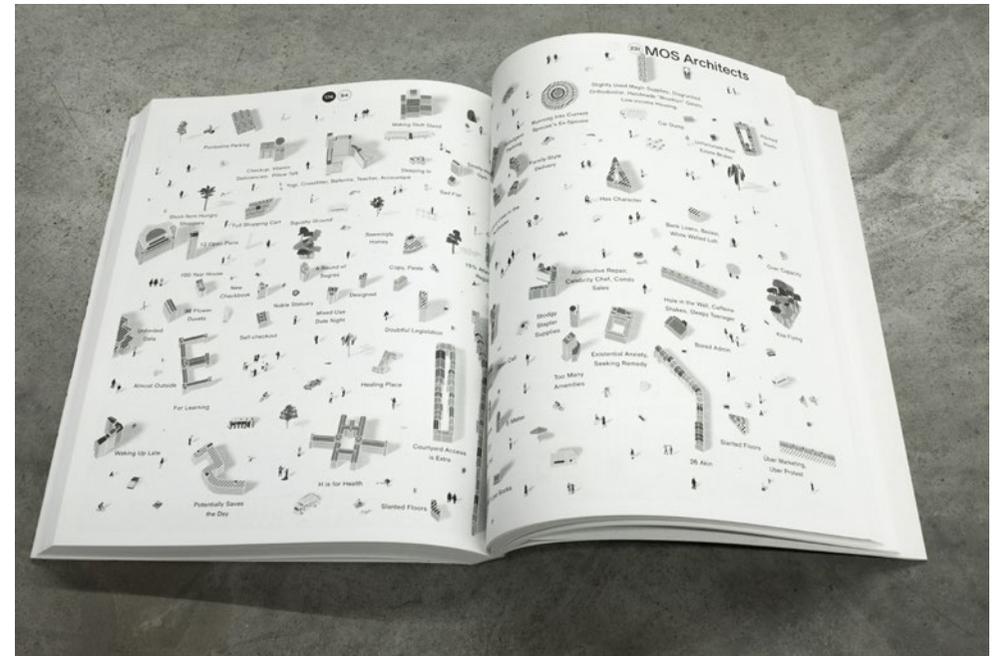


Architekt*innen ermöglicht, neue Wege der Architekturkommunikation zu erkunden. Wir brauchen mehr kritische, vielschichtige und zukunftsweisende Reflexionen über Architektur als gebauten Raum und die Branche, die dahintersteckt. Unsere Arbeit im Team ist holokratisch organisiert: Alle sind in die Entscheidungsfindung eingebunden, beteiligen sich am Zeitplan, an der Redaktion oder der Organisation von Veranstaltungen – je nach persönlichen Interessen, Fähigkeiten und zeitlichen Verfügbarkeiten. Die unterschiedlichen Sichtweisen innerhalb unserer Gruppe ermöglicht es uns, gemeinsam Themen tiefergehender zu bearbeiten. Da CHARTA für uns alle ein Nebenprojekt ist, befindet sich das Team in einer ständigen Metamorphose mit den Aufgaben und Verantwortlichkeiten, die anstehen. Ich schätze diesen fließenden Zustand mit seinen Herausforderungen und Möglichkeiten, sich selbst auszuprobieren, sehr.

Ainsley: Ich möchte gern mitanpacken, im Sinne einer zeitgemäßen Art des Architekturschaffens. Mit diesem Team zu publizieren ist eine gute Möglichkeit, genau das zu tun. Nicht nur die Themen selbst finde ich interessant, sondern auch die innere Dynamik von CHARTA. Wir befinden uns alle in unterschiedlichen Zusammenhängen und erhalten Einsendungen aus einem noch weiteren Umfeld. Die dabei entstehenden Verflechtungen wirken in der Architektur provokativ über den akademischen Rahmen hinaus. Flexibilität und Zugänglichkeit werden immer wichtiger, daher denke ich, dass unsere Arbeitsweise – über Skype und andere digitale Plattformen – diese Veränderung gut widerspiegelt. Diese Art der digitalen Kommunikation ermöglicht natürlich, weite Strecken zu überwinden, aber in diesem Fall ist sie auch sehr intim. Es ist interessant, wie Momente aus diesem Prozess in unsere gemeinsamen Arbeiten einfließen.

Euer aktueller Fokus ist „The Possible Progress“. Wie sucht Ihr die Themen aus?

Francisco: Die Themenwahl ergibt sich immer aus einer Gruppendiskussion. Wir haben eine reduzierte Sichtweise auf das Thema „Fortschritt“ ausgemacht: Fortschritt wird entweder als etwas notwendigerweise Positives oder implizit Negatives angesehen. Keine der beiden Positionen bietet unserer Meinung nach einen hinreichend



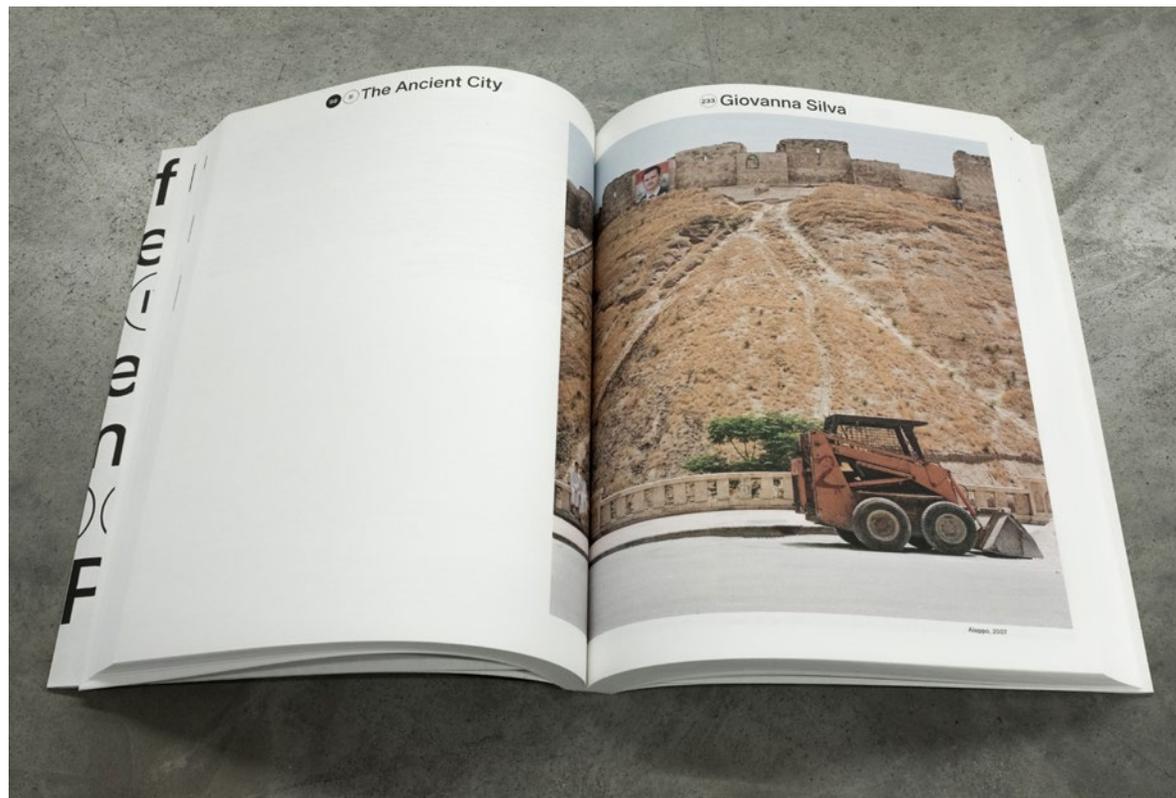
kritischen Ansatz, Schlüsselfragen bleiben unbeantwortet: Was ist Fortschritt? Ist es ein Prozess oder ein zu erreichender Punkt? Für wen, von wem? Gerade im Bereich der Architektur kann das Wort „Fortschritt“ ohne konkrete inhaltliche Untermauerung ausreichen, um bestimmte Haltungen auf eine *laissez faire*, eine uninformierte Art zu vermitteln. Diese Tendenz des Missbrauchs beziehungsweise der unangefochtenen Akzeptanz wollen wir in Frage stellen. Aktuell ist das Thema allgegenwärtig, es betrifft nicht nur die Architektur, vielmehr wird es von unserer Branche sogar ignoriert, wenn man an neue Technologien denkt. Wir wollten die Breite und Fülle des Themas nutzen und in Richtung Architektur lenken.

Wie kam es, dass Ihr zum Thema des deutschen Pavillons auf der 15. Architekturbiennale in Venedig 2016 „Making Heimat. Germany, Arrival Country“ ein Buch herausgegeben habt?

Francisco: Bureau N war für die Kommunikation des Pavillons 2016 verantwortlich und bat uns, einen Beitrag über die Ausstellung zu schreiben. Das kuratorische Team

eröffnete einen sehr spezifischen Blick auf das Thema, verbunden mit einer starken politischen Haltung. Wir fanden, dass dieser Ansatz für ein so komplexes Thema – besonders zu dieser Zeit, dem Höhepunkt der Flüchtlingskrise – unvollständig war. Deshalb haben wir versucht, eine ergänzende Sichtweise anzubieten. Alle Beiträge basieren auf Fragen oder Inputs, die wir zusammen mit Julia Frias und Guillem Pujol Borràs entwickelt haben.

Auch an anderen Formaten haben wir auf diese oder ähnliche Weise beteiligt, um eine komplementäre Auseinandersetzung mit den gegebenen Themen zu entwickeln: Beispielsweise bei der Trienal de Arquitectura de Lisboa 2016 mit zwei Ausstellungen und drei Ausgaben, die vor Kurzem in unserem neuen Buch „CARTHA: On The Form of Form“ erschienen sind.



Ihr sagt, dass Ihr allen ein kritisches Denken ermöglichen wollt. Wie macht Ihr das?

Francisco: Für die Zugänglichkeit ist neben den offenen Calls, den kostenlosen Inhalten auf der Website, der weltweiten Verbreitung unserer Bücher durch Park Books und den Veranstaltungen, die wir anbieten, vor allem eine Frage entscheidend: Wie sind die Beiträge geschrieben, und was vermittelt die grafische Gestaltung? Wir versuchen, unsere Beiträge klar und verständlich zu gestalten – kein überkomplexer akademischer Fachjargon und eine deutliche Grafik, die die Klarheit des Inhalts betont. Hierfür arbeiten wir mit dem Grafikdesignstudio Début Début zusammen.

Ainsley: Hervorzuheben ist auch die Vielfalt der Inhalte, die wir veröffentlichen. Die meisten Beiträge stammen von Personen, die im Bereich der Architektur arbeiten – aber nicht ausschließlich. Wir versuchen, im kommenden Zyklus auch Menschen aus anderen Fachbereichen miteinzubeziehen und zu Wort kommen zu lassen. Hintergründe aus verschiedenen Disziplinen bereichern den Dialog, öffnen das Blickfeld und erreichen ein diverseres Publikum.

Was plant Ihr für die Zukunft?

Francisco: Im kommenden Jahr wird sich einiges verändern. Wir denken derzeit über die Formate nach, mit denen wir bisher gearbeitet haben. Wir hoffen, dass wir den Rahmen erweitern und die Potenziale innerhalb unserer Plattform auf ein neues Level bringen können.

www.carthamagazine.com



Liliane Haltmeier und Luise Kister

Rechts: Wohnungsbau am Schneebeliweg,
gewonnener Wettbewerb, Foto: Lukas Schaffhuser



HALTMEIER*KISTER ARCHITEKTUR, ZÜRICH MIT SKIZZENBUCH UND HALTUNG ZUM DIREKTAUFTRAG

VON CAROLIN LICHTENSTEIN



Wohnbau an der Schachenstraße in Kriens, erster Direktauftrag des Büros. Fotos: Lukas Schaffhuser

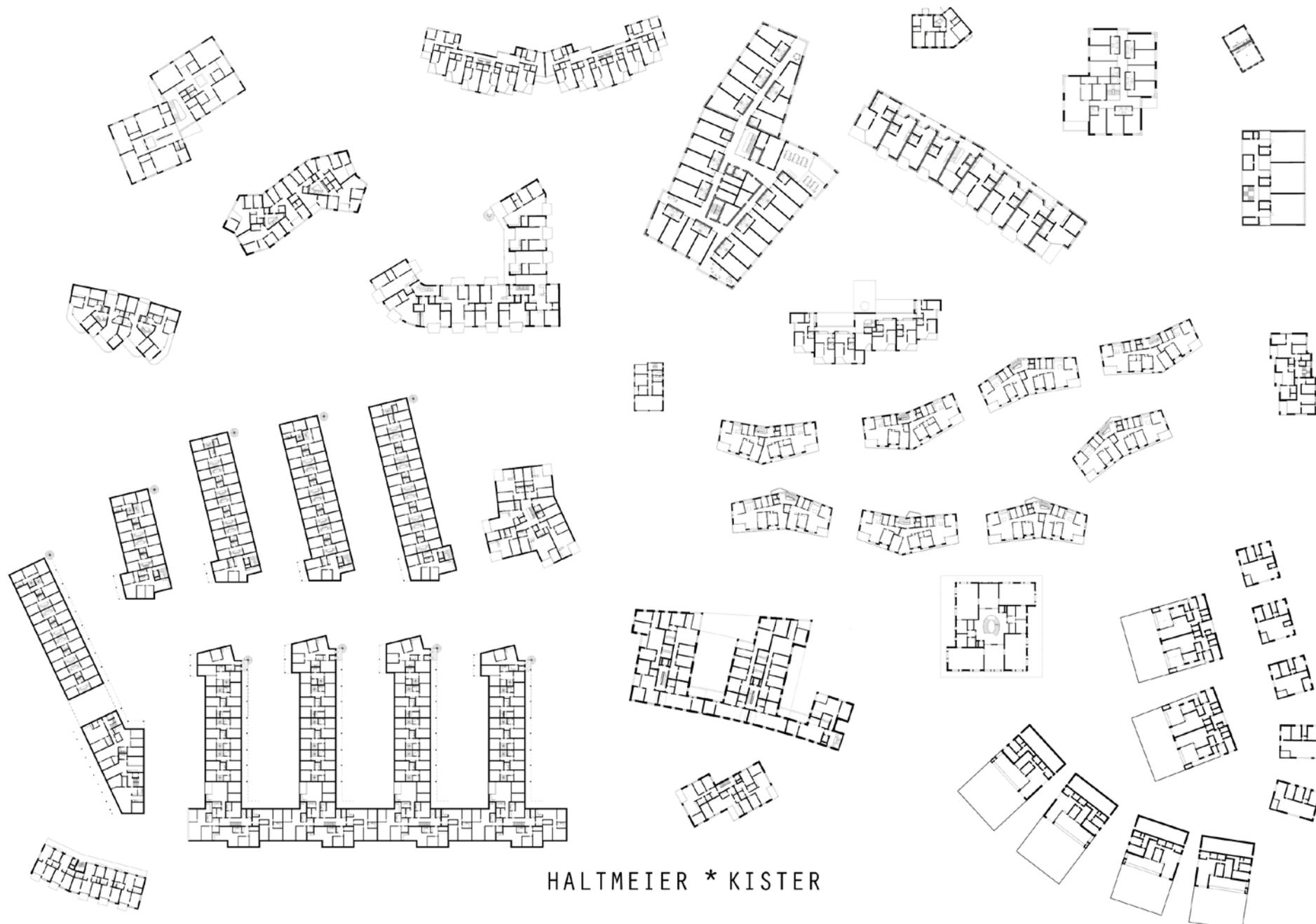
Frau Kister, wie haben Sie und Frau Haltmeier sich kennengelernt? Und wann haben Sie entschieden, zusammen ein Büro zu gründen?

Wir haben uns während eines Gastsemesters an der ETH Zürich kennengelernt. Ich studierte damals eigentlich in Aachen, Liliane in Zürich. Nach dem Diplom machten wir mit einem Stipendium eine gemeinsame Reise durch Brasilien. Zeichnend, immer das Skizzenbuch dabei, setzten wir uns mit der Architektur dort auseinander und sprachen viel über unsere jeweilige architektonische Haltung. Wir merkten, dass wir es uns gut vorstellen können, uns gemeinsam selbstständig zu machen. Trotzdem arbeiteten wir nach dem Diplom fünf Jahre in unterschiedlichen Büros; Liliane in Zürich und ich in Basel. Erst 2014 gab es die Möglichkeit, sich mit unserem ersten Projekt, dem Direktauftrag für einen Wohnbau in Kriens, selbständig zu machen. Gleichzeitig nahmen wir an einem geladenen Wettbewerb teil, den wir gewannen. Damit hatten wir dann zwei Projekte.

Das junge deutsch-schweizerische Büro Haltmeier*Kister Architektur mit Sitz in Zürich wird von zwei Frauen geführt, Liliane Haltmeier und Luise Kister. Wir haben mit Luise Kister über die Geschichte des eigenen Büros, Männerdomänen und Mama-Tage gesprochen.

Wie sind Sie in die Selbstständigkeit gestartet?

Ich hatte gerade eine kleine Tochter bekommen und habe in Teilzeit das Pensum immer mehr hochgefahren. Ich bin mit etwa 40 Prozent gestartet, und nach einem



HALTMEIER * KISTER



Wohnungsbau am Schneebeliweg während der der Fertigstellung. Fotos: Lukas Schaffhuser



halben Jahr war ich bei rund 80 Prozent. Lilian arbeitete in ihrem Angestelltenverhältnis an einem auslaufenden Projekt. So konnte sie ebenfalls immer mehr Zeit für die Selbstständigkeit aufbringen. Wir haben also „schleichend“ im Januar 2014 angefangen. Heute haben wir beide einen Mama-Tag und arbeiten 80 Prozent.

Kind und eigenes Büro – ist das ein Modell, das Sie empfehlen können?

Wir hatten sehr viel Glück, wir haben uns gut ergänzt. In den fünf Jahren Büro haben wir selber fünf Kinder bekommen. Ich bin mit dem ersten Kind gestartet, dann waren wir fast zwei Jahre gemeinsam im Büro. Danach waren wir nur noch abwechselnd im Büro, bis zu diesem Sommer. Dafür mussten wir

das Büro umstrukturieren. Anfangs hatten wir beide die Projektleitungen inne, später haben wir diese Aufgaben an unsere Mitarbeiter*innen abgegeben. Für jedes Projekt gab es dann eine Projektleitung, wodurch wir selber freier waren. Durch die Mutterchaften haben wir beide immer wieder ein halbes Jahr gefehlt. Aber das Büro lief weiter, der entsprechende Part musste dann von der anderen übernommen werden.

Natürlich schieden wir in der Mutterpause nicht komplett aus, bei Besprechungen und wichtigen Entscheidungen waren wir trotzdem dabei und bald waren wir mit 60-80 Prozent auch wieder da. Aber es ist ein Spagat zwischen Familie und Beruf. Für uns war das der richtige Weg.

Spielt es eine Rolle, dass Sie zwei Frauen in der Führungsebene sind?

Die Architektur ist immer noch eine Männerdomäne. In den Sitzungen, zum Beispiel mit Bauherren, ist man oft die einzige Frau in der Runde. Grundsätzlich müssen wir aber natürlich dieselbe Qualität liefern, da ist es egal, ob Mann oder Frau. Momentan fallen wir als junges Frauenteam bei Präqualifikationen eher auf und haben deswegen tatsächlich eine höhere Chance, an Wettbewerben teilnehmen zu dürfen. Aber natürlich ist es immer noch so, dass mehr Männer als Frauen in unserer Riege mitkämpfen.

Was bauen Sie am liebsten? Und wie bekommen Sie Ihre Aufträge?

Unsere Stärke sehen wir momentan im Wohnungsbau. Durch den Direktauftrag und den ersten Wettbewerb sind wir da gut reingekommen. Die Möglichkeit, erstmal etwas zu bauen, ist für ein junges Büro das wichtigste. Momentan profitieren wir auch davon, dass wir noch als Nachwuchsbüro gelten. Aufgrund unserer Referenzen werden wir zu Wettbewerben und Studienaufträgen eingeladen, das ist ein großes Glück. Aber es gibt auch andere Bereiche, die wir spannend finden, zum Beispiel eine Schule, ein Museum oder eine Bibliothek. Zurzeit leisten wir es uns ab und zu, an offenen Wettbewerben teilzunehmen, um unser Aufgabenfeld zu erweitern. Und vielleicht bekommen wir den Fuß auch mal in eine andere Tür.

Was ist Ihnen gestalterisch wichtig?

Was uns antreibt, ist die Suche nach individuellen und maßgeschneiderten Lösungen. Dabei gehen wir strukturiert und sorgfältig vor. Wir versuchen, ein neues und atmosphärisches Gebäude zu schaffen, das sich möglichst gut mit dem Ort verwebt.

Sie machen viel genossenschaftlichen Wohnungsbau – wie wohnen Sie selbst?

Tatsächlich wohnen wir beide in genossenschaftlichen Wohnungsbauten. Liliane ist im Sommer in einen Wohnungsbau von Von Ballmoos Krucker gezogen, und ich wohne in einem Wohnbau von Adrian Streich. Ich habe anfangs gezögert, in einen Neubau zu ziehen, weil ich die Atmosphäre in einem Altbau sehr schätze, aber der Neubau bewährt sich.

Welche Tipps können Sie jungen Architekt*innen für die Selbstständigkeit geben?

Für uns war es wichtig, dass wir beide vorher Berufserfahrung gesammelt haben und wir wussten, was es für Probleme gibt, was gut funktioniert, wie Strukturen aufgebaut sind – man kann wahnsinnig viel lernen und seine Schlüsse ziehen. Außerdem ist es elementar, dass man sich mit dem Büropartner sicher ist. Wir sind jeweils das Korrektiv der anderen. Sich vor der Familiengründung selbständig zu machen, ist sicherlich ebenfalls einfacher.

Welche Themen in der Architektur finden Sie besonders wichtig?

Auf jeden Fall das Thema Nachhaltigkeit. Bis auf einen Wohnbau, der als 200-Watt-Gebäude in einer Holz-Beton-Hybrid-Konstruktion ausgeführt ist, hatten wir bisher leider noch nicht die Möglichkeit, uns groß darin auszuprobieren. Aber das Thema hat unglaubliches Potenzial.

www.haltmeierkister.ch

MONO ARCHITEKTEN, BERLIN

GELASSENE GANZHEIT- LICHKEIT

VON GREGOR HARBUSCH



André Schmidt, Jonas Greubel, Daniel Schilp. Foto: MONO
Hort der Waldorfschule Prenzlauer Berg. Foto: Gregor Schmidt



Hort der Waldorfschule Prenzlauer Berg
Fotos: Gregor Schmidt

Natürliches Bauen liegt heute im Trend, doch für das Berliner Büro MONO Architekten der Partner Jonas Greubel, Daniel Schilp und André Schmidt hat das Thema schon länger große Dringlichkeit. Zugang erhielten sie zum Teil schon während des Studiums an der Alanus-Hochschule für Kunst und Gesellschaft, wo man ein anthroposophisches Profil verfolgt. Im Architekturbetrieb haben sie damit einen eher ungewöhnlichen Background, der aber schon beim ersten abgeschlossenen Projekt zum Erfolg führte.

Neben den Feierlichkeiten zum 100. Geburtstag des Bauhauses im letzten Jahr geriet eine andere, ebenfalls 1919 gegründete und nicht weniger bedeutende Schule etwas in den Hintergrund: die Waldorfschule. Und während die Lehre von Gropius und Konsorten trotz aller Aktualitätsbeschwörungen heute in erster Linie ein großer Mythos ist, erfreut sich die Waldorfpädagogik einer sehr zeitgemäßen Lebendigkeit. Aus architektonischer Sicht interessiert dabei vielleicht weniger das expressionistische Erbe der anthroposophischen Formensprache. Beachtung verdient vielmehr das engagierte bürgerliche Milieu, das sich in den Schulen zusammenfindet und zuweilen für bemerkenswerte Neubauten sorgt.



Im März ist Baubeginn für MONOs umfangreiches Projekt in Neuenburg am Rhein, bei dem städtebauliche Reparatur und die Kanalisierung des Autoverkehrs im Fokus stehen.

Der Hort der Waldorfschule Prenzlauer Berg ist ein solches Haus. Es eröffnete im Juni 2017 und ist die erste Fertigstellung des Berliner Büros MONO Architekten. Klar, die pastellige Farbgebung im Inneren ist typisch Waldorf, aber das ist letztlich nur ein Detail. Was überzeugt, ist die architektonische und ökologische Konsequenz des Entwurfs: Der wabenartige Grundriss, die leicht gekippten Traufkanten und die Fassade aus unbehandelten Lärchenholzbrettern schaffen einen bewegten Baukörper und ein gelungenes Wechselspiel zwischen Innen und Außen. Errichtet wurde das Haus als Holzständerbau mit nichttragender Strohballendämmung, die innen mit Lehm verputzt ist. Dafür gab es einen Preis im Wettbewerb Holzbauplus 2018, eine Nominierung für den aktuelle DAM Preis und eine Auszeichnung im Berliner Holzbaupreis.

Dass MONO ihr erstes Haus für eine Waldorfschule bauten, ist vielleicht kein Zufall, denn zwei der drei Büropartner – Greubel und Schilp – studierten an der anthroposophischen Alanus-Hochschule, die seit 1973 in Alfter bei Bonn besteht. Als sie ihr Architekturstudium begannen, gab es dort zwei reguläre Professoren und ungefähr fünf Studierende pro Jahrgang. Dort zu lernen war also Überzeugungssache, zumal es neben der Architektur auch verpflichtend ein fach- und jahrgangsübergreifendes Studium Generale zu absolvieren galt. Die künstlerische Herangehensweise sei wichtig gewesen, doch ein explizit anthroposophisches Formenvokabular wurde dort nicht vermittelt, betonen beide. Vielmehr ging es um eine konsequente Haltung, Architektur als Organismus und als ein funktionierendes Ganzes zu sehen. Dieser Anspruch zeichnet das 2012 gegründete Büro aus und schlägt sich im erklärten Respekt vor den verschiedenen Partnern im Planungsprozess nieder.

Insbesondere eine gleichberechtigte Zusammenarbeit mit Landschaftsarchitekten ist den drei Architekten wichtig. Das wiederum hat auch damit zu tun, dass der



dritte Partner André Schmidt – der erst in Karlsruhe und danach an der Universität der Künste in Berlin studierte – beim Landschaftsarchitekturbüro Planorama prägende Arbeitserfahrungen sammelte. Das Diskutieren auf Augenhöhe mit allen Akteuren des Planungsprozesses, das im besten Fall zu einem runden Ganzen führt, soll auch im Büronamen MONO zum Ausdruck kommen. Mindestens so wichtig wie die Ganzheitlichkeit ist den drei Architekten Gelassenheit und Offenheit: „Jeder Entwurf ist komplett anders.“ Und keinesfalls kann man MONO auf ein architektonisches Teilgebiet festnageln, wenn man sich die laufenden Projekte ansieht, die die drei Partner und ihre fünf Mitarbeiter*innen derzeit bearbeiten.

Mitte des Jahres soll der Neubau der Autobahntankstelle „Leubinger Fürstehügel“ eröffnen, ein Projekt der IBA Thüringen. Das Projekt geht auf einen offenen Wettbewerb zurück, der ausblüht wurde, weil die Tankstelle in der Nähe eines bedeutenden bronzezeitlichen Grabhügels liegt und dementsprechend kein Bau von der Stange sein sollte. In Neuenburg am Rhein bearbeiten MONO wiederum ein komplexes Projekt, bei dem die städtebauliche Reparatur und die Kanalisierung des Autoverkehrs im Fokus steht. An einer Hangkante am Rande der Altstadt ist ein vollständig natürlich belüftetes Parkhaus aus Stampfbeton geplant, dessen Dachfläche als Platz ausgebildet wird, an dem neue Wohnbauten entstehen sollen. Ein Turm und eine schwungvoll ausladende Rampe sorgen für die barrierefreie Erschließung, im März ist

Baubeginn. Noch höher hinaus geht es für das Berliner Büro vielleicht schon bald am Düsseldorfer Hauptbahnhof. Dort läuft ein umfangreiches Revitalisierungsprojekt, in dessen Zuge MONO ein Hochhaus mit Backsteinfassade direkt neben dem historischen Bahnhofsgebäude entworfen haben. Kurz vor Weihnachten konnten sich die Architekt*innen außerdem über den ersten Preis in einem Verfahren für eine Firmenzentrale im südwestdeutschen Kenzingen freuen.

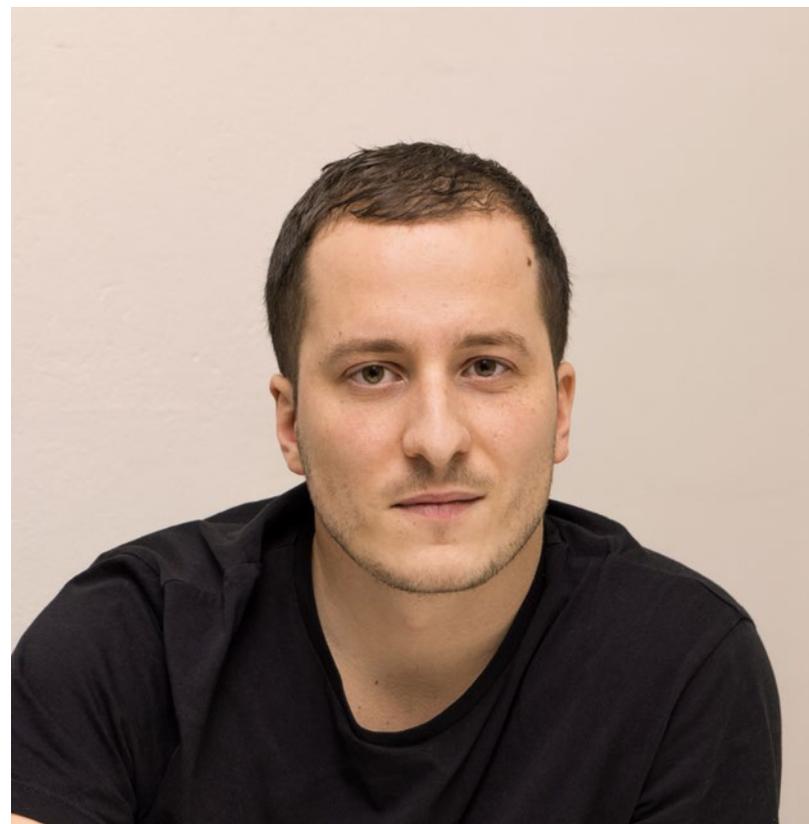
www.monoarchitekten.de



Mitte des Jahres soll die Autobahntankstelle Leubinger Fürstehügel eröffnen, ein Projekt der IBA Thüringen.

Matthieu Girel

Vase „Mersis“ für Pasabahçe



MATTHIEU GIREL, RENENS „WAS IMMER AUCH PASSIERT, WEITERMACHEN!“

VON JASMIN JOUHAR

Regalsystem „Wogg 70“ für den Schweizer Möbelhersteller Wogg

Matthieu Girel will sich nicht entscheiden zwischen den Welten. Und entwirft deshalb komplett analoge Möbel, Teppiche und Gebrauchsgegenstände genauso wie hybride Objekte, die virtuelle und digitale Erfahrungen greifbar machen. Ein Gespräch über seine Sichtbarkeit als junger Designer, einen Ort voll guter Energie, und warum er nicht Architekt geworden ist.

Der Schweizer Möbelhersteller Wogg hat kürzlich Ihr Regalsystem Wogg 70 auf den Markt gebracht. Wie kam die Zusammenarbeit zustande?

Das Regal hatte ich ursprünglich ohne Auftrag entworfen. Dank einer Förderung der Ikea-Stiftung konnte ich einen Prototyp davon bauen, den ich vergangenes Jahr bei der Möbelmesse in Mailand ausstellte. Dort hat Wogg ihn dann gesehen.

Wie ist es für einen jungen Designer, ein Produkt mit einem etablierten Unternehmen wie Wogg herauszubringen?

Das ist eine großartige Chance! Für ein junges Studio ist es oft schwierig, Entwürfe in die Serienproduktion zu bekommen. Marken setzen oft lieber auf Erfahrung. Das Vertrauen, das Wogg mir mit diesem Projekt entgegenbringt, verleiht mir hoffentlich mehr Sichtbarkeit in der Branche und hilft mir, mich als Designer zu etablieren.

Sie sind Mitbegründer von Hyperespace. Was genau ist das?

Hyperespace ist ein Arbeitsraum, den ich gemeinsam mit Freunden betreibe. Wir hatten uns mit der Idee zusammengeschlossen, eine alte Fabrik nach unserem Geschmack einzurichten und Arbeitsplätze an unabhängige Designer zu vermieten. Dafür haben wir einen Verein gegründet. Das Ziel: Ressourcen zu teilen und Synergien zu schaffen. Es hat uns ziemlich viel Zeit und Kraft gekostet, um das alles zu erreichen.



Aber heute sind wir alle hier, ein Ort voll guter Energie, mit einem schönen Garten und vielen Pflanzen.

Für den Hyperespace haben Sie ebenfalls ein Möbelsystem entworfen.

Ja, die „Hypercollection“ ist ein gemeinsamer Entwurf mit zwei Freunden, um den Hyperespace zu möblieren. Es gibt Regale, Sessel, Garderoben und Leuchten. Als wir nach Möbeln suchten, merkten wir schnell, dass wir besser ein eigenes System entwerfen sollten. So konnten wir die Objekte an den Raum anpassen. Außerdem haben wir jetzt einen riesigen dauerhaften Showroom für unsere Entwürfe.

In Ihrem Lebenslauf gibt es einen Ausflug in die Architektur.

Ich habe zwei Jahre in einem Architekturbüro gearbeitet. Da hatte ich schon zwei Jahre Design studiert. Ich wollte einfach mehr wissen über den Beruf des Architekten, weil ich mich gerne mit Architekturgeschichte und -trends beschäftige. Ich mag auch die weißen Modelle... (lacht). Aber irgendwann wurde ich ungeduldig, die Projekte schienen endlos zu dauern. In der Architektur vergeht so viel Zeit, bis man erste Ergebnisse sieht. Deswegen bin ich zum Design zurückgekehrt: Ich wollte den Maßstab reduzieren und die Projekte zügiger umsetzen.



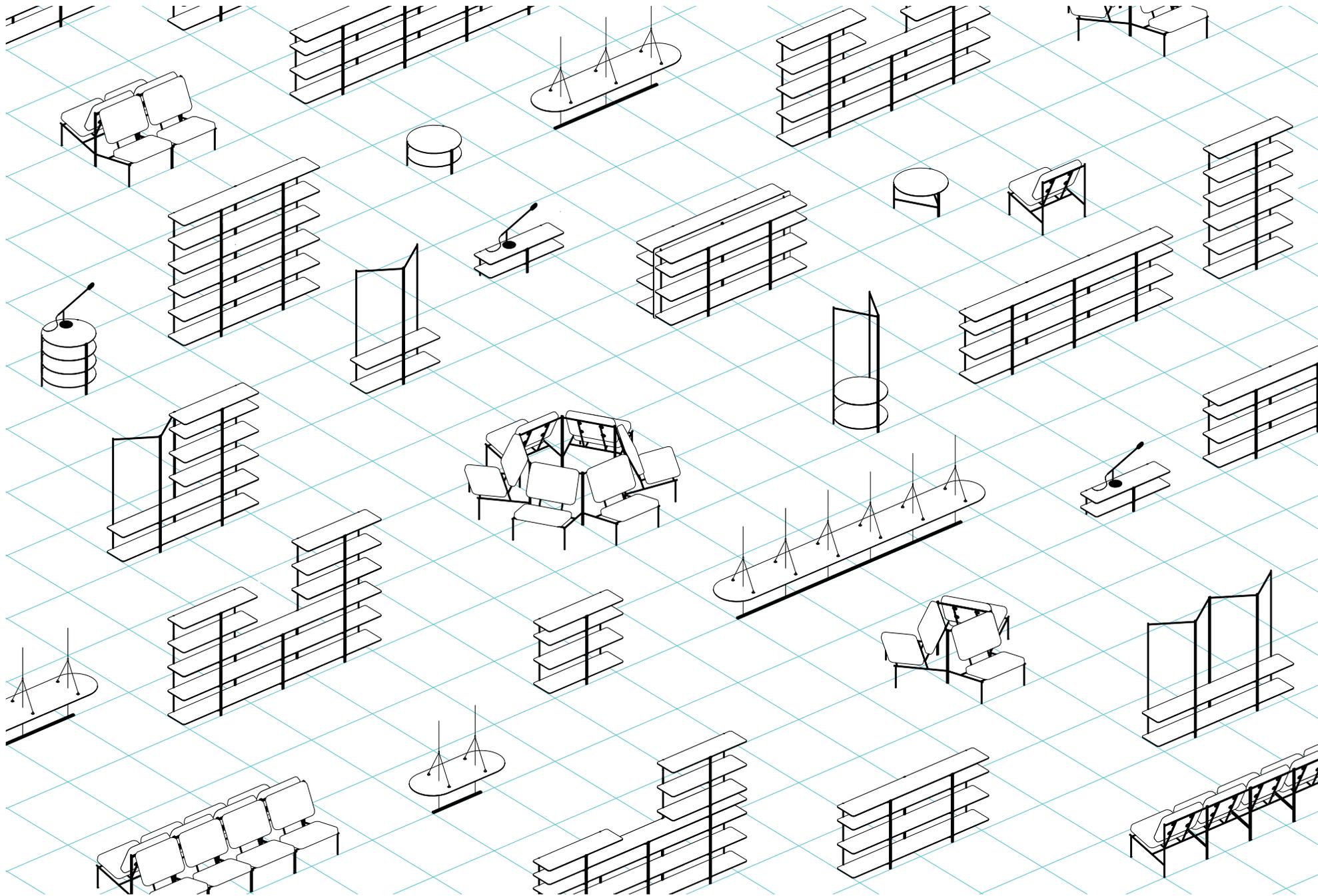
Neben Ihrem eigenen Studio arbeiten Sie auch am „EPFL+ECAL Lab“, einem gemeinsamen Forschungs- und Innovationszentrum der Architektur- und Designhochschulen in Lausanne. Was machen Sie genau?

Ich arbeite dort als Dozent. Und seit dem vergangenen Jahr auch als „Designer Scenographer“ im Forschungslabor. Wir entwickeln Projekte, die sich mit digitalen und virtuellen Technologien auseinandersetzen. Das können ganz unterschiedliche Projekte sein, ich habe mich schon mit digitalem Archivieren, Meditation und Teilchenphysik beschäftigt. Meine Aufgabe ist es meist, sensorische und digitale Konzepte greifbar und physisch zugänglich zu machen. Im Moment arbeite ich an einer Meditationskapsel. Sie misst und analysiert die Daten der meditierenden Person.

Wie interessant ist es überhaupt noch, greifbare Alltagsobjekte wie Möbel, Leuchten oder Tableware zu entwerfen, wenn doch längst Technologie die treibende Kraft im Design ist?

Nachdem ich jetzt in beiden Welten zuhause bin, verstehe ich die Komplexität und das Paradox der Gegenwart. Einerseits versuchen wir, mehr und mehr Funktionen in einem einzigen intelligenten, vernetzten Objekt unterzubringen, in dem ganz viel Elektronik steckt. Andererseits wünschen wir uns Einfachheit und Dauerhaftigkeit und so weiter. Ich glaube, wir sollten weiterhin simple und greifbare Objekte gestalten, einfach weil sie Zeugen unseres Lebensstils und unseres handwerklichen Wissens sind. Aber natürlich müssen wir auch neue Entwicklungen im Auge behalten, denn sie können uns weiterbringen. Ich möchte mich nicht auf eine Art des Designs beschränken. Mein Mantra ist: „Was immer auch passiert, weitermachen!“. Ich mag das Klischee, dass Leben Bewegung ist.

www.matthieugirel.com





Tanja Lincke
Foto: Olaf Heine

Im Haus von Tanja Lincke und Anselm Reyle
Foto: Noshe

TANJA LINCKE ARCHITEKTEN ARCHITEKTUR ALS BALANCEAKT

VON LUISE RELLENSMAN



Das Haus von Lincke und Reyle und steht direkt an der Spree, Foto: Noshe
Oben: Umbau einer Garage in ein Atelier, Foto: Marcus Ebner

Wer Tanja Lincke in Berlin-Treptow besucht, steht zunächst vor einer Mauer aus Betonfertigteilen und einem verschlossenen, grünlich eloxiertem Stahltor. „Einer unserer Gäste hat dahinter schon mal eine russische Kaserne vermutet“, so Lincke bei der Begrüßung. Abwegig ist diese Annahme nicht: Das Gelände, auf dem sich ihr Büro und das Atelier ihres Mannes, dem Künstler Anselm Reyle, sowie das gemeinsame Wohnhaus der Familie befindet, war tatsächlich mal ein abgeschirmtes Staatsgebiet. Die Wasserschutz-Polizei der DDR, damals für den Grenzschutz zuständig, unterhielt hier eine eigene kleine Werft. Mit der Wende verkleinerte sich die Behörde, eine Hälfte lag 20 Jahre brach, bis Reyle sie 2008 erwarb. 2010 begann Lincke mit dem Umbau des Areals an der Spree, der gleichzeitig die Gründung ihres Büros Tanja Lincke Architekten markiert. Ein Gespräch über künstliche Ruinen und den Mut zur Materialität.

Woran arbeitest Du aktuell?

Ich baue das ehemalige Rheinstahl-Verwaltungsgebäude am Neuköllner Schiffahrtskanal in ein privates Kunsthaus und das dazugehörige ehemalige Stahllager in eine Veranstaltungshalle um. Beide Gebäude wurden in den frühen 1920er Jahren von Emil Fahrenkamp, dem Architekten des Shell-Hauses hier in Berlin, geplant und stehen unter Denkmalschutz. Ich bin also mit der Frage konfrontiert, wie man mit einem gut gealterten Gebäudekomplex umgeht, der einer ganz anderen Nutzung zugeführt wird und der damit auch ganz anderen Ansprüchen genügen muss.

Du hast nach dem Studium in Aachen und Krakau erstmal nicht als Architektin gearbeitet.

Das Wertvolle am Architektenberuf ist, dass man etwas schafft, das bleibt. Genau das ist aber auch mit immensem Druck und Verantwortung verbunden. Ich hatte nach dem Studium nicht das Gefühl, dem gerecht werden zu können. Ich habe dann fünf Jahre lang für die Bundesarchitektenkammer in Brüssel gearbeitet. Dann kam doch die Sehnsucht nach dem Bauen. Ich hätte nicht gleich ein Projekt für jemand anderen planen wollen, so war es wunderbar, dass ich in meinem ersten Projekt – dem Umbau der Werft-Nebengebäude – für mich selbst verantwortlich Dinge ausprobieren konnte.

Deinem ersten Projekt – dem Umbau der Nebengebäude zu Atelier- und Büroräumen – folgten weitere Transformationen auf dem Grundstück. Die tolle Lage am Wasser auszunutzen, erschließt sich jedem sofort. Aber wie kam es zu der Entscheidung, die in ihrer Qualität eher anonymen DDR-Typenbauten auf dem Gelände umzubauen?

Das Anwesen von Lincke und Reyle gehörte früher der Wasserschutzpolizei der DDR, Foto links: Noshe, Rechts: Ein weiteres umgebautes Nebengebäude, Foto: Marcus Ebner

Ich finde es gerade reizvoll, wenn man mit etwas Vorgefundenem arbeitet, das andere furchtbar finden. Letztendlich entsteht in der Auseinandersetzung mit dem Bestand oft etwas, womit man vorher nicht gerechnet hat. Wenn man ganz frei arbeitet, bleibt man oft in seinen eigenen Grenzen stecken.

Die Gebäude waren in einem sehr schlechten Zustand. Trotz der schwierigen bautechnischen Nachrüstung bin ich aber froh und dankbar, dass wir sie nicht abgerissen haben. Der Erhalt war eine Mischung aus pragmatischer Entscheidung und bewusstem Umgang mit dem industriellen Bestand. Die Nebengebäude sind eine Grenzbebauung. Hätten wir sie abgerissen, hätten wir dort nicht mehr bauen dürfen.



lassen wie es war. Wenn man die ehemaligen Garagentore schließt, sieht man nicht, dass etwas verändert wurde. Es ist ein Eingriff, der sich nicht sofort erkennen läßt.

Wichtig ist, Materialien und Alterungsprozesse als etwas Wertvolles zu begreifen, Altern zuzulassen, allerdings, ohne dass es ins „shabby chic“ kippt. Die Wände in den ehemaligen Nebengebäuden, die jetzt Büro- und Atelierräume sind, sahen etwas zu rough aus, und anstatt sie einfach zu streichen, hat eine Künstlerin in einem aufwendigen Prozess die schmutzigsten Stellen behutsam angeglichen und so das Bild einer gealterten Wand erhalten.

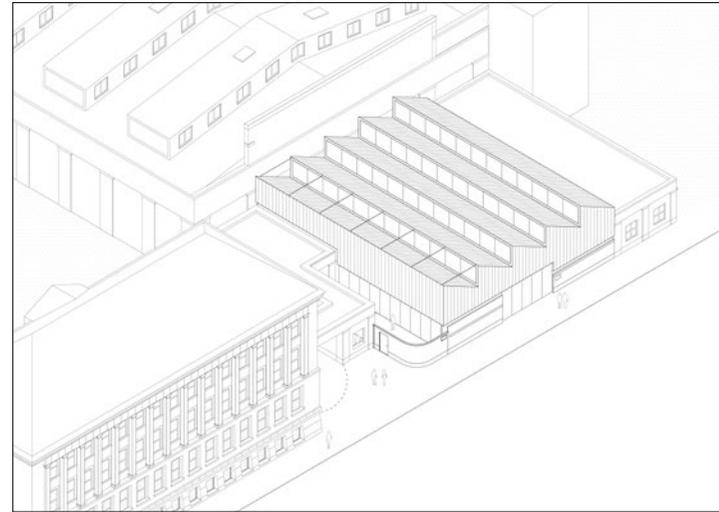
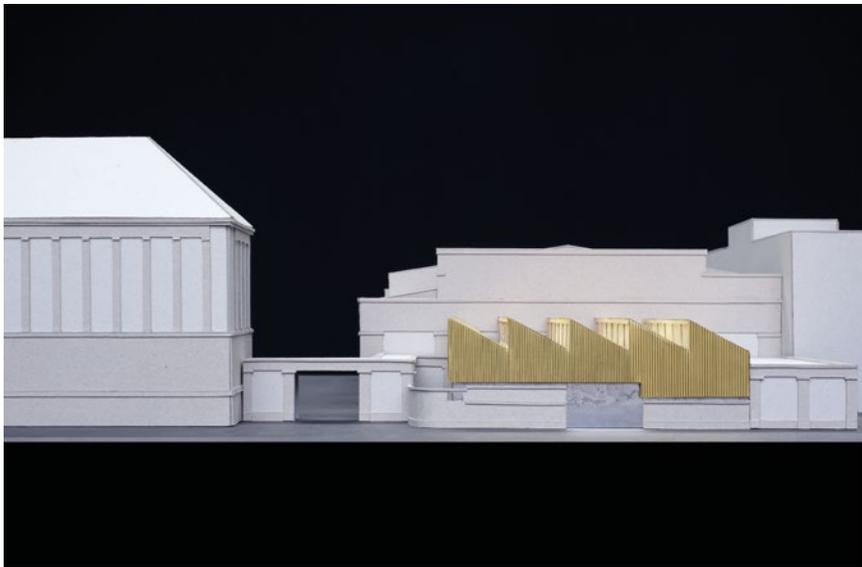
Das Herzstück des Grundstücks ist die künstlich geschaffene Ruine der ehemaligen Werfthalle – eine Gemeinschaftsarbeit zwischen Dir und Anselm. Wie ist das Projekt entstanden?

Die Tragstruktur der Werfthalle war zu kaputt, um sie zu erhalten oder umzubauen.

Was ist Deine Haltung bei Umnutzungsprojekten?

Zunächst geht es mir um die Beibehaltung der ursprünglichen Anmutung und die Wahrung des Alters. Dabei muss das Neue klar ablesbar sein. Ohne sich aufzudrängen, muss es sich selbstverständlich einfügen. Wenn der Entwurf einer klaren Logik folgt und nicht zum Selbstzweck gestaltet wird, geschieht das ganz automatisch. Damit meine ich aber keine Schüchternheit, statt vorsichtiger Zurückhaltung überzeichne ich die Dinge lieber.

Am Garagen-Projekt lässt sich das gut erklären: Um diese bewohnbar zu machen, brauchte es eine haustechnische Ausstattung, Licht, Heizung. Diese Elemente habe ich sichtbar in einem eigenen Layer angeordnet und das Bestehende letztlich so ge-



Das Rheinstahl-Verwaltungsgebäude am Neuköllner Schifffahrtskanal wird Tanja Lincke in ein Kunsthaus und das dazugehörige ehemalige Stahllager in eine Veranstaltungshalle umbauen.
Bilder: Tanja Lincke Architekten

Zudem benötigten wir das große Bauvolumen nicht, wollten dieses Zentrum des Grundstücks aber auch nicht einfach abreißen. Als Leitidee dienten uns die bewusst entworfenen Ruinen wie etwa auf der Pfaueninsel, und das Bild von Industriebrachen, wenn die Natur anfängt, sich die Gebäude zurückzuholen. Der Entwurf vollzog sich als längerer Prozess. Wir haben viele Modelle gebaut und genau überlegt, was stehen bleiben soll. Den Verlauf der Abrisskante haben wir dann 1:1 auf das Mauerwerk aufgetragen. Die Abrissfirma dachte, wir haben den totalen Schuss weg.

Wie stark sind die Neubauten auf dem Areal vom Kontext geprägt?

Der Bauplatz für das Depot direkt am Eingang ergab sich wie von selbst. Es bildet den Auftakt für das Grundstück und ist für mich wie ein monolithischer Felsen. Viele Besucher nehmen das Gebäude nicht wahr, weil es schwarz gestrichen ist. Es war wichtig, den Neubau des Wohnhauses anzuheben, um nicht den Blick zum Wasser zu blockieren. Ein weiterer Leitgedanke war, den Neubau im Kontext nicht wie „den Neubau“ wirken zu lassen. Vielmehr sollte sich dieser ganz selbstverständlich in das Gesamtbild einfügen. So ist beispielsweise das eloxierte Aluminium der Fensterrahmen ein stilbildendes Element. Es kommt aus den 60er, 70er Jahren, das ist auch

der zeitliche Kontext, in dem wir uns hier auf dem Areal bewegen. Egal ob Neubau oder Sanierung, ich überlege mir immer, wie Materialien altern, so dass sie in 50 Jahren besser wirken als nach Fertigstellung.

Wie ist Deine Arbeit durch die Nähe zur Kunst geprägt?

Durch Anselm ist die Kunst ein starkes Thema, das mein Denken beeinflusst. Ich hatte schon immer ein Interesse an absurden Dingen und eine Vorliebe für die Architektur der 60er und 70er Jahre. Man muss es wagen, den Vorlieben nachzugehen. Mut zur Materialität habe ich in der Auseinandersetzung mit Anselm gelernt. In unserem Wohnhaus zeigt sich der etwa in den breiten Fensterprofilen aus eloxiertem Aluminium, der Gegensatz zu den so beliebten Skyframes. Auch beim Inneren des Wohnhauses würden viele aufschreien. Allein unser Sofa ist das Anti-Modell schlechthin. Ich halte nichts von der Trennung zwischen Architektur und „Innenarchitektur“. Bei allen Projekten habe ich den Innenraum und die Möblierung zusammen verhandelt. Das Innere und das Äußere sind für mich untrennbar.

www.tanja-lincke-architekten.com

Das Haus von Lincke und Reyle von der Spree aus gesehen, Foto: Noshe





WDVS MEETS GOTTFRIED SEMPER

Ein Vorschlag zur rechten Zeit: Jetzt, wo die beiden kältesten Monate das Land fest im Griff haben, präsentiert der junge Architekt Florian Bengert ein kuscheliges Wärmeverbundsystem für nackte Häuse. Sein Schal ist über zwei Meter lang und zeigt – selbstverständlich – die richtige Schraffur nach DIN 1356. Näher standen sich Architektur und Bekleidung vermutlich seit Gottfried Semper nicht mehr. *sb* // *Erbälilich* unter www.bngert.com